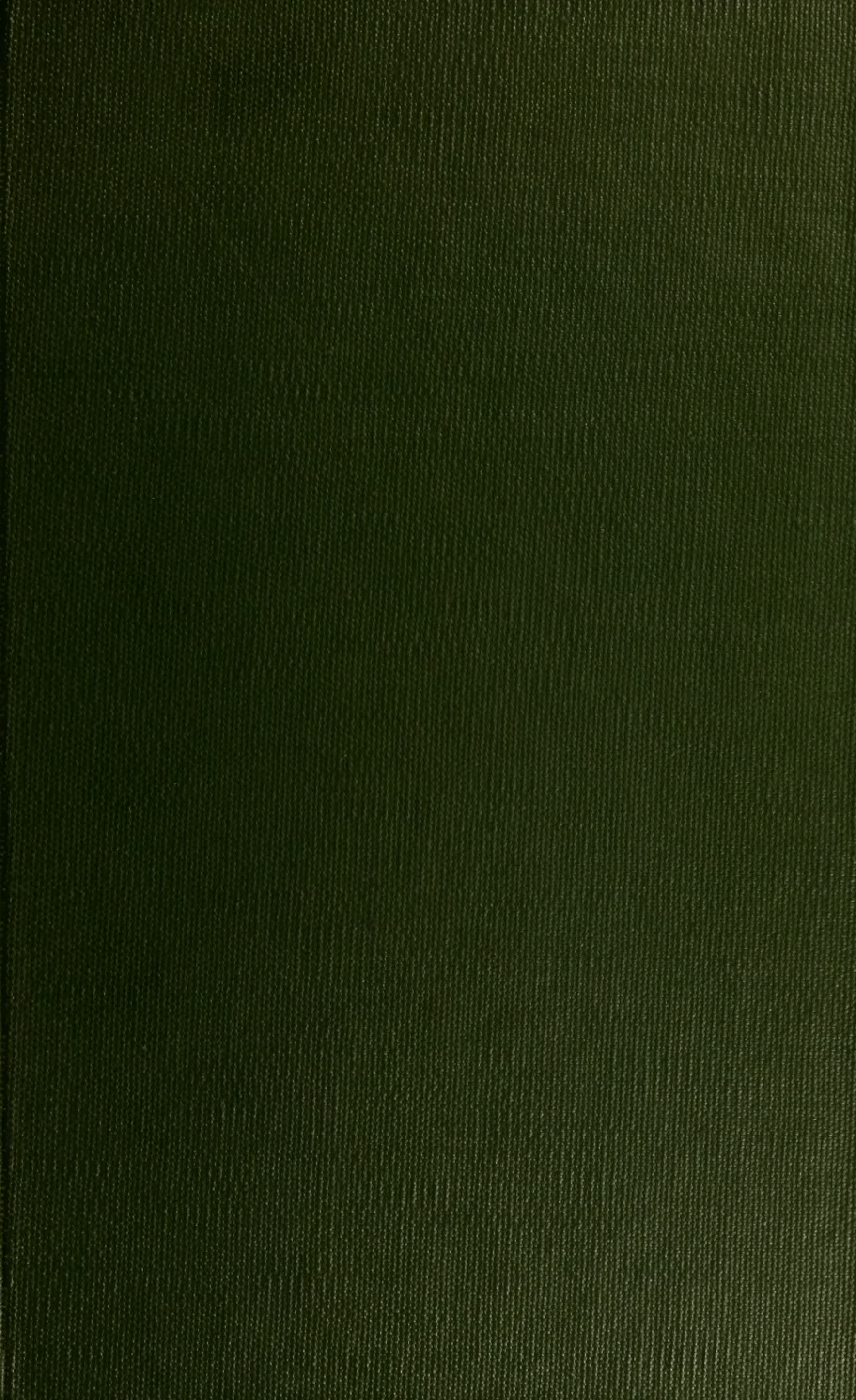


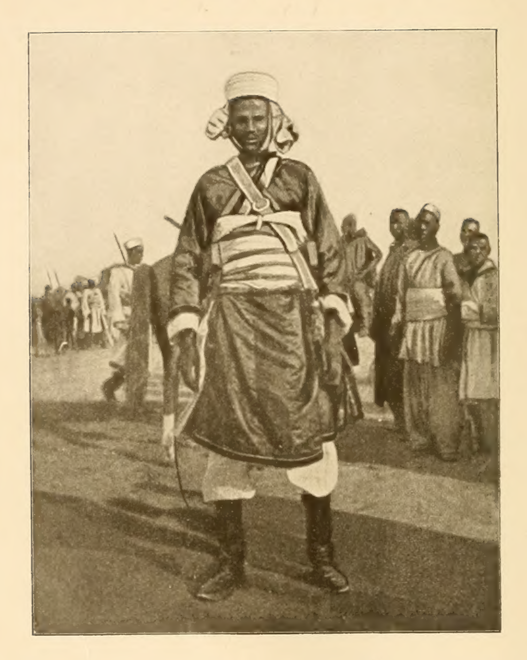

Duquesne University:
Spiritus Est Qui Vivificat











Sultan Sakara von Gulfei

DIE DEUTSCHE NIGER-BENUE-TSADSEE-EXPEDITION 1902-1903

VON

FRITZ BAUER
FÜHRER DER EXPEDITION

MIT 45 ABBILDUNGEN UND 2 KARTEN
NACH AUFNAHMEN DER EXPEDITION



BERLIN 1904
DIETRICH REIMER (ERNST VOHSEN)

Druck von Otto Elsner, Berlin S. 42.

Inhalt.



Bilderverzeichnis.

VORWORT.

Das Deutsche Niger-Benue-Tsadsee-Komitee übergibt hiermit den Bericht des Führers der Expedition nach den deutschen Niger-Benue-Tsadseegebieten der Oeffentlichkeit.

Schon seit einer längeren Reihe von Jahren wurde es von der Kolonialgesellschaft erstrebt, die Gebiete im Kamerun-Hinterland, die durch das deutsch-englische Abkommen vom 15. November 1893 und das deutsch-französische Abkommen vom 15. Marz 1899 in deutschen Besitz gekommen sind, für unsern Handel und unsere Industrie nutzbar zu machen. Die Bestrebungen gewannen aber erst Form im Jahre 1899, als die Mittel für eine Expedition zur Untersuchung der wirtschaftlichen Verhaltnisse am Niger und Benue, sowie der in die deutsche Interessen-Sphäre fallenden Benue- und Tsadsee-Gebiete flüssig gemacht werden konnten.

Die Ergebnisse können in Kürze, wie folgt, zusammengefasst werden:

1. Die Expedition hat durch Bereisung des Niger-Benues und der deutschen Tsadsee-Gebiete, durch eingehende Studien der Naturprodukte des Landes, der bestehenden Handelsverhältnisse, wie der Bedürfnisse der Eingeborenen und ihrer Produktion, durch Anlage von Sammlungen von einheimischen Geweben, Mustern, Waffen, Schmucksachen, Perlen zur Beurteilung ihres Geschmacks, die Unterlagen geschaffen, auf denen ein kaufmännische Tätigkeit in diesen Gebieten einsetzen kann.
2. Sie hat über die Wasserverhältnisse und Schiffbarkeit des Niger-Benue zu den verschiedenen Jahreszeiten erschöpfende Auskunft erbracht und die Schiffstypen festgelegt, die für die Schiffahrt am zweckmässigsten sind.
3. Sie hat die südlich des Benue gelegenen Länder geographisch und bergmännisch untersucht und für die Topographie des nordöstlichen, bisher nicht bekannten Teiles unserer Kolonie ganz neue Aufschlüsse gebracht und ihn kartographisch festgelegt.

4. Sie hat, was die Landwirtschaft anbelangt, ergründet, dass die bereisten Gebiete durch ihre Bodenbeschaffenheit, ihr Klima und ihre intelligente, dichte Bevölkerung sich für den Tabak- und Baumwollbau eignen und namentlich durch letzteren Umstand mehr wie irgend ein anderes unserer Kolonialgebiete dazu berufen sind, von der allergrössten Bedeutung für unsere heimische Industrie zu werden.
5. Sie hat festgestellt, dass die Verpflichtungen, welche die einen Teil der internationalen Kongo-Akte bildende Niger-Schiffahrtsakte den Ufer-Staaten für den internationalen Schiffahrtsverkehr auferlegt, durch die britische Regierung loyal erfüllt werden.
6. Sie hat insbesondere dazu beigetragen, dass die Transitbestimmungen, die die Frage des freien Güterverkehrs zwischen dem Meere und dem deutschen Benue-Tsadsee-Gebiet regeln, auf dem Verordnungswege in einem, den zwischen dem Deutschen Reiche und England getroffenen Abmachungen entsprechenden und mithin in einem unsern Interessen günstigen Sinne erledigt worden sind.
7. Sie hat durch Verhandlungen mit den örtlichen britischen Regierungs-Organen die Bedingungen für eine Landerwerbung zur Errichtung einer Zoll-, Handels- und Schiffahrtsstation in Warri, an einem grösseren Seeschiffen zugänglichen Punkte, vereinbart und durch Abmachungen mit dem Chef von Garua alles für die Errichtung einer deutschen Faktorei daselbst vorbereitet.

Ergänzt durch eine liberale Gesetzgebung der britischen Verwaltung mit Bezug auf die Errichtung von Zoll-Lägern und den Erwerb von Wassergrundstücken zur Anlage von Faktoreien und Feuerungsstationen an den Flussufern, erscheint heute der Niger-Benue für die Schiffahrt und den Handel tatsächlich frei, und ist hierdurch wie aus den vorstehenden Punkten der Nachweis des Vorhandenseins der Vorbedingungen für das erfolgreiche Einsetzen einer deutsch-wirtschaftlichen Tätigkeit in unsern Benue-Tsadsee-Gebieten als erbracht anzusehen. Es bleibt nun dem deutschen Unternehmungsgeist überlassen, die Resultate der Expedition nutzbar zu machen.

Berlin 1904.

Der Vorsitzende
des Deutschen Niger-Benue-Tsadsee-Komitees
Ernst Vohsen.



Heckrad-Dampfer des Gouvernements von Northern Nigeria

I. KAPITEL.

Die Fahrt auf dem Niger-Benue.

Am 8. August 1902 mittags 1 Uhr 30 Minuten lichtete der kleine Dampfer „Swale", der Liverpooler Firma John Holt & Comp. gehörig, in Brass an der Nigermündung den Anker und dampfte in den Akassa-Creek hinein. An Bord befand sich die Deutsche Niger-Benue-Tsadsee-Expedition, bestehend aus dem Berichterstatter, als Leiter, dem diplomierten Berg-Ingenieur Walter Edlinger, als Mineralogen, und dem Kaufmann Wilhelm von Waldow, als Assistenten. Herr von Waldow, sowie ich selbst, weilten schon seit Anfang März an der afrikanischen Westküste; wir hatten während dieser Monate kaufmännisch-wirtschaftliche Untersuchungen am unteren und mittleren Niger ausgeführt. Der Aufenthalt in den Küstenstrichen West-Afrikas gehört zweifellos nicht zu den angenehmsten Erfahrungen, und da derselbe nunmehr seinen Abschluss gefunden hatte und wir uns endlich auf der Fahrt nach dem tieferen Innern befanden, herrschte an Bord die angeregteste Stimmung. Hierzu kam noch, dass Herr Edlinger, der jetzt unmittelbar zu uns gestossen war und uns die letzten Nachrichten und Grüsse von unsern Auftraggebern, dem Deutschen Niger-Benue-Tsadsee-Komitee, überbracht hatte, mit frischem Humor, der noch nicht unter dem niederdrückenden Einfluss der afrikanischen Malaria gelitten hatte, von den letzten Tagen seines Aufenthaltes in Berlin erzählte.

Eine Fahrt durch die Mangrove-Wälder der Nigermündung kann man kaum zu den reizvollsten afrikanischen Erinnerungen

zählen. Besonders wenn die Ebbe eingetreten ist und die wie dünne Stelzen aus dem Schlamm in die Luft ragenden Wurzeln der Mangrove-Bäume, welche sich erst in Meterhöhe über dem Moraste zu kräftigen Stämmen vereinigen, sichtbar werden, dann machen diese düster grünen, traurig einförmigen Wälder, in deren Laub nur selten die Vögel des Himmels, dafür aber desto mehr Moskitos und Stechfliegen ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben, keinen herzerfreuenden Eindruck. Der Regen goss damals in Strömen hernieder, und die von Feuchtigkeit gesättigte Luft wirkte bei einer Temperatur von 27° C. geradezu atembeklemmend.



Landungsplatz in Brass

Der Einfluss des Klimas liess auch nicht lange auf sich warten, denn schon am nächsten Tage hatte Herr von Waldow einen Fieberanfall zu überstehen, der aber für West-Afrikaner nichts weiter bemerkenswertes bedeutet und durch eine Ruhe- und Hungerkur meist recht bald überwunden wird.

An diesem Abend ankerten wir im Mangrovesumpf. Aber schon am nächsten Mittag hatten wir denselben hinter uns gelassen, die Ufer des Flusses waren mit wildem tropischen Urwald bestanden, aus dem besonders die formschönen Kronen der Oel- und Kokospalmen, sowie die riesenhaften Baumwollbäume hervorragten. Dazwischen vereinigten sich niedrige Gebüsche,

Lianen und Schmarotzer zu einem undurchdringlichen Pflanzengewirr, das während des Tages ununterbrochen widerhallte von dem Gekreisch zahlloser Papageienschwärme und dem Geschrei der überall sich umhertummelnden Meerkatzen. In dem hellen Laub der Schirmbäume girrten liebevoll die Taubenpärchen, während von Zeit zu Zeit der laute Warnruf des Turako oder Pfefferfressers den ganzen Lärm übertönte, wenn er als erster von seinem luftigen Sitz in der Krone der höchsten Bäume aus die herannahende Gefahr, unsern kleinen Dampfer, entdeckt hatte.



Dorf im Niger-Delta

Hin und wieder sahen wir auf einem der über das Wasser hängenden Zweige unbeweglich einen weissköpfigen Fischadler sitzen, der aufmerksam in die unter ihm träg dahinfliessende trübe Flut des Flusses nach Beute spähte und sich auch durch den ganz in seiner Nähe vorbeifahrenden Dampfer in seiner Ruhe erst im letzten Augenblick stören liess.

Stellenweise war der dichte Busch gelichtet, und inmitten ausgedehnter Cassada-Felder lagen schmutzig und verwahrlost aussehende Eingeborenen-Dörfer, niedrige Hütten aus Lehm und Baumrinde mit sehr geschickt aus Palmzweigen hergestellten Mattendächern. Die kleine Rasse der spitzohrigen, mageren Busch-

hunde kläffte wütend den Dampfer an und vereinigte sich mit der nackten braunschwarzen Dorfjugend zu einem markdurchdringenden Freudengeheul. Die mit der Herrichtung des Mahles beschäftigten Weiber oder die träge um die Hütten herumlungernden Familienoberhäupter liessen sich dagegen durch das Erscheinen eines Dampfers in ihrer Beschäftigung nicht stören, dafür ist derselbe im Niger-Delta heute eine zu gewöhnliche Erscheinung geworden.

Allmählich schlossen sich die einzelnen Arme des Deltas zusammen, und bald lag der grosse Hauptstrom des Niger als breite Wasserfläche vor uns. Der Fluss ist um diese Jahreszeit in starkem Steigen begriffen. Lehmig und gelb rollen seine Fluten zwischen den steil abfallenden Ufern und führen zahlreiche Stämme und Zweige von Bäumen mit sich, deren Standort der Strom im Laufe der Zeit unterwaschen hat und die dann schliesslich in seine begehrlichen Wasser hinabgestürzt sind. Die Uferlandschaft ist flach und monoton. Die Ueppigkeit der Vegetation hat in der unmittelbaren Nähe des Flusses seit dem Verlassen des Deltas schon wieder abgenommen. Bei Onitscha begegnen wir dem ersten niedrigen Gebirgsrücken, der aber gleich darauf wieder in flaches Land übergeht; in Idah zeigt das Ufer des Flusses zum zweiten Male eine kleine Erhöhung, die nach der Wasserseite von dem dagegen anprallenden Strom zu einer senkrechten Wand abgeschliffen worden ist, aber auch diese flacht sich bald wieder ab, bis wir bei Quendon wirkliches Gebirgsland erreichen, das sofort die charakteristischen schroffen Formen der Granitkegel zeigt, denen wir von jetzt ab fast überall begegnen werden. Auf dem harten, felsigen Boden, welcher der Verwitterung grossen Widerstand entgegensetzt, kann sich nur sehr wenig Humus, und damit Pflanzenwuchs, entwickeln, dennoch ist die Gegend, vom Flusse aus gesehen, von grossem landschaftlichen Reiz und einer äusserst anziehenden Mannigfaltigkeit.

Am 16. August passierten wir die Einmündung des Benue und erreichten Lokoja. Seit wir Onitscha hinter uns gelassen hatten, war die Luft trockener und frischer und das Klima sehr viel angenehmer geworden, das Thermometer fiel sogar in den kühleren Abendstunden bis auf 23° C. Hier in Lokoja wurden von den Zollbeamten die Siegel der an Bord befindlichen, für die Station in Garua bestimmten Gewehr- und Patronen-Kisten geprüft; es wurde uns ein neuer Begleitschein über dieselben übergeben, welchen wir später der englischen Behörde in Yola auszuhändigen hatten und der während der Benue-Reise als Legi-

timation dienen sollte. Wir benutzten unsern Aufenthalt in Lokoja, um unser schwarzes Personal zu vervollständigen. Ausser unserm Koch, dem Dolmetscher Breima — es ist dies eine Haussa-Abkürzung für Ibrahim — und unsern drei Dienern, nahmen wir noch zehn Arbeiter, durchweg körperlich gut veranlagte Haussa-Burschen, an Bord. Breima machte einen sehr gewandten Eindruck. Er kauderwelschte leidlich das bekannte Neger-Englisch der Küste, sprach fliessend Haussa und behauptete, auch ebenso gut die Fulbe-Sprache zu verstehen. Sein scharf geschnittenes, mageres



Gruppe aus Lokoja

Profil deutete allerdings auf Fulbe-Abstammung hin, und da wir nicht in der Lage waren, seine Behauptungen selbst prüfen zu können, mussten wir seinen Worten Glauben schenken und übertrugen ihm das einfluss- und verantwortungsreiche Amt eines Dolmetschers.

Unsere drei Diener, in der Küstensprache „Boys“ genannt, hiessen Jesaias, Sam und — Sam, aber Herr Edlinger fand, dass zwei Sams leicht zu Verwechselungen Anlass geben könnten und taufte seinen Sam „Bebel“ (sprich „Bewel“, Herr Edlinger ist nämlich aus Sachsen). Jesaias und Bebel waren aus Onitscha

und als Missionszöglinge ziemlich gebildet, sie konnten sogar etwas lesen und schreiben, Sam dagegen, mein Leibdiener, war ein noch unverfälschter Nupe aus Illorien.

Lokoja liegt schon oberhalb der Haupteinmündung des Benue und entwickelt sich von Jahr zu Jahr mehr zu einer der wichtigsten Handels-Zentralen. Es ist Sitz des oberen Gerichtshofs, und ausserdem befinden sich hier die grossen Reparatur-Werkstätten des Gouvernements von Nord-Nigeria. Direkt gegenüber Lokoja mündet ein kleiner Nebenarm des Benue, gegen dessen ausserordentlich starke Strömung unser Dampfer nur mit Aufbietung seiner ganzen Maschinenkraft anzukämpfen vermochte. Obschon der Benue in diesem Jahre noch nicht annähernd seine höchste Höhe erreicht hatte, zeigte sein Strombett doch schon eine bedeutend grössere Breite als der Niger. Die mitgeführte Wassermenge war aber zweifellos sehr viel geringer als die des zuletzt genannten Flusses, und wir mussten von jetzt ab beständig sehr scharf nach dem Fahrwasser des Dampfers Ausschau halten. In Lokoja hatten wir einen neuen Lotsen an Bord genommen, dessen Kenntnis des Flusses aber auch nicht weit her zu sein schien, so dass der dicke, schwarze Kapitän Mammi meist selber genau mit aufpassen musste, wenn wir es vermeiden wollten, auf einer der zahlreichen unter Wasser sich hinziehenden Sandbänke uns festzusetzen. Die Ufer des Flusses sind hier wieder bedeutend stärker bewaldet als auf der letzten Nigerstrecke und reich an Mahagoni- und Ebenholz; auch bergen sie grosse Mengen der wertvollen Kautschukliane, und wir bemerkten im Vorbeifahren mehrfach am Ufer einfache Wellblechschuppen, wo die Niger-Kompanie diese Produkte von den Eingeborenen eintauscht.

Am 21. August waren wir an der Gebietsgrenze der gefährlichen Muntschi-Heiden angelangt und verdoppelten deshalb den nächtlichen Wachtposten. Wenngleich die Frechheit dieser Stämme infolge mehrerer Denkzettel, die sie von der englischen Regierung erhalten haben, in den letzten Jahren einigermassen nachgelassen hat, so sind sie doch immer noch eine recht unheimliche Nachbarschaft, besonders, da sie sehr geschickt Bogen und Pfeil zu handhaben wissen. Ihre Pfeile bestreichen sie mit einem dickflüssigen, schwarz aussehenden, schmierigen Giftbrei, welcher selbst bei der kleinsten Verletzung schon nach einer Viertelstunde mit Sicherheit den Tod verursacht. Dieses Gift soll teilweise aus dem Saft einer Wolfsmilchart bereitet werden, welcher mit einer Abkochung von strychninhaltigem Samen und verwesender Kadaversubstanz versetzt wird.

Die Sandbänke des Flusses wimmeln von Alligatoren, die sich beim Herannahen eines Dampfers träge in das Wasser wälzen. Besonders morgens und abends sind die geschützteren Buchten mit Hunderten von Gänsen, Enten und Kranichen bevölkert. Dazwischen stolzieren würdevoll mächtige Marabu-Störche, sowie ein von den Eingeborenen „Kim“ genannter schwarz-weisser Storch mit hochroten Beinen und Schnabel und gelbem Lappen am Schnabelansatz. Ferner bemerkten wir eine grössere und eine kleinere Sorte weisser Reiher nebst einer ganzen Anzahl ihrer verschiedenen grauen und schwarzen Vettern.

Der 22. August scheint ein kritischer Tag, wenn auch gerade nicht erster Ordnung, gewesen zu sein, denn einmal zerbrachen die Boys mehrere Gläser und liessen eine der jetzt unersetzlichen emaillierten Kannen beim Wasserschöpfen über Bord fallen, dann aber gerieten wir zweimal auf Grund; zuerst sassen wir vier Stunden in der Nähe der Kranich-Inseln fest, wo wir nach grossen Anstrengungen erst mittags wieder los kamen, dann aber schon um 4 Uhr nachmittags waren wir wieder aufgefahren, und es erforderte eine zweistündige Arbeit, bis der Dampfer nach Sonnenuntergang wieder flott wurde.

Die Stunden, wo wir festsassen, benutzten Herr Edlinger und Herr von Waldow, um mit der Flinte nach den benachbarten Sandbänken zu fahren, wobei sie eine schwere Gans, die 1½ m klafterte, sowie mehrere Enten schossen, welche als eine sehr willkommene Bereicherung unserer Speisekammer begrüsst wurden.

Am 23. August passierten wir Abinsi und Bageni; auf dieser Strecke ist die Strömung des Benue ausserordentlich stark. Wir ankerten ziemlich zeitig um Sonnenuntergang, da sich auf einer nahe liegenden Sandbank Hunderte von Gänsen und sonstigem Federvieh bemerkbar machten, und benutzten die uns bis zum Dunkelwerden verbleibende Viertelstunde zur Jagd, die gleichzeitig etwas Bewegung verschaffte; bei dem beschränkten Raum an Bord waren wir tagsüber nämlich meist zum Stillsitzen verurteilt. Das Jagdresultat waren mehrere Enten, sowie ein prächtiger weissköpfiger Fischadler, der 65 cm von Schwanz bis Schnabelspitze mass und 1¾ m klafterte.

Am nächsten Tage hatten wir an Bord einen Todesfall zu verzeichnen. Einer unserer Arbeiter, der schon bald hinter Lokoja über starkes Fieber klagte, hatte es vorgezogen, statt nach Adamaua die Reise nach den glücklichen Jagdgründen anzutreten. Aus den uns zur Verfügung stehenden kleinen Kisten-

brettern wurde notdürftig ein Sarg zusammengezimmert, und gegen 5 Uhr abends fuhren wir an Land und bestatteten den Verstorbenen zwischen dem hohen Schilf.

Den nächsten Abend benutzten wir wiederum zur Jagd; den Glanzpunkt der Strecke bildete ein prächtiger Kim-Storch, der von Schwanz bis Schnabelspitze 137 cm mass und $2^1/_4$ m klafterte. In dem Dorfe Tenge versuchten wir Lebensmittel einzuhandeln, jedoch vergeblich, da gerade vor acht Tagen die Muntschi hier gewesen waren, alles, was sich mitnehmen liess, weggeschleppt und eine Anzahl Einwohner getötet hatten. Mehrfach während des



Dorf am unteren Benue

Tages bemerkten wir am Ufer Herden von grossen Pavianen, die von den Bäumen herunter uns wütend anbellten.

Am 26. August passierten wir Ibi. Die Ufer des Benue sind hier völlig flach und so weit man sehen kann mit hohem Gras bewachsen. In blauer Ferne erheben sich einzelne Granitkegel aus der Ebene. Wir sind hier offenbar in eine andere Vegetationszone eingetreten, was sich besonders durch die Fächerpalmen zeigt, die hier überall am Ufer zum erstenmal auftauchen; nur vereinzelt finden sich kleinere Strecken von niedrigem Buschwald, welche von zahlreichen Affen belebt werden. In der Nacht brach ein ausserordentlich heftiger Tornado los, infolgedessen die Temperatur am nächsten Tage angenehm abgekühlt war; das Thermometer zeigte morgens 8 Uhr nur 22° C., abends bei Sonnenuntergang dagegen 25°. Die Alligatoren scheinen auf

dieser Strecke besonders zahlreich zu sein und gaben ein gutes Ziel für unsere Schiessübungen. Es ist auffallend, wie schwach bevölkert diese Flussstrecke ist; man bekam manchmal stundenlang nicht die Spur eines Menschen zu Gesicht.

Hinter der Einmündung des Tarabba nimmt die Wassermenge des Benue merklich ab, dafür wird aber auch der Fluss bedeutend schmäler, so dass diese Veränderung auf die Wassertiefe wenig Einfluss hat.

Uebrigens waren am 30. August die aus Lokoja mitgenommenen Nahrungsmittel zu Ende gegangen, und jeder, der jemals das kummervolle Gesicht eines hungrigen Negers gesehen hat, kann sich leicht die vorwurfsvollen Blicke vergegenwärtigen, die mir von meinem Schiffspersonal zugeworfen wurden. Auch der Vorrat von Geflügel für die Europäer und Schiffshonoratioren war aufgezehrt, und als deshalb um 11 Uhr einige elende Hütten auftauchten, gingen wir ans Land, um Einkäufe zu machen. Unser ganzer Erfolg aber bestand in der Acquisition eines alten Hahnes, dessen mächtige Sporen eine äusserst zähe Beschaffenheit seines Bratens ahnen liessen, weshalb wir uns nicht entschliessen konnten, ihn dem Messer des Kochs auszuliefern. Vorläufig beabsichtigten wir, den alten Herrn als eisernen Bestand aufzubewahren und er stolzierte nun während der nächsten Tage vergnügt an Bord umher, bis er in einer unglücklichen Stunde auf den Gedanken kam, Flugübungen anzustellen, die ihn mitten im Flusse über Bord führten; wahrscheinlich hat er sehr bald sein Grab im Magen eines Alligators gefunden. Unsere Leute hatten mehr Glück als wir, indem sie für einige Hände voll Salz eine Menge Maismehl und Maiskolben eintauschten, wodurch die brennende Magenfrage vorläufig eine befriedigende Lösung fand.

In die abendliche Jagd kam jetzt auch etwas mehr Abwechslung, denn zu Gänsen und Enten traten als ferneres jagdbares Wild Perl- und Rebhühner, die beide einen vorzüglichen Braten abgaben. Besonders die Perlhühner sind ganz wie unsere europäische Art ausserordentlich fleischig und zart.

Hinter Lau treten die Berge wieder näher an den Fluss heran und sind von entzückender Mannigfaltigkeit. Sie atmen in ihrer zerklüfteten Zerrissenheit eine wilde Romantik, so dass ich in Afrika, vielleicht mit Ausnahme von Victoria und dem Kamerunberg, keine Landschaft kenne, die es an Grossartigkeit mit diesem Teile des Benue aufnehmen könnte. Höchstens die M'Bumberge, die wir im späteren Verlaufe der Reise kennen lernen werden, könnte man zum Vergleiche heranziehen, aber

diesen fehlt wieder das belebende Moment des grossen Flusses. Augenscheinlich bildet hier das Benuetal einen Einbruch zwischen dem Fumbina- und Muri-Gebirge. Die höchsten Gipfel scheinen eine relative Höhe von 500 m zu besitzen. Bei jeder Biegung des Flusses und bei jedem Wechsel der Beleuchtung entdeckt das Auge neue landschaftliche Reize. Die Ausläufer der Muri-Berge haben übrigens einige Aehnlichkeit in der Form mit dem Elbsandsteingebirge.

Die unmittelbaren Flussufer sind hier überall sorgfältig mit Mais und andern Feldfrüchten bebaut. In diesen Kulturen halten sich viele Perlhühner auf; während der Dämmerung streifen zahllose Enten und Gänse über den Fluss hin, doch sind diese Tiere sehr scheu, und wenn man sich nicht gerade auf einer Sandbank befindet, in deren hohem Sumpfgras sie einzufallen pflegen, gelingt es nur selten, zum Schuss zu kommen.

Am 1. September unterbrach während des Vormittags ein humoristisches Intermezzo die Einförmigkeit der Fahrt. Wir hatten auf eine Herde Paviane geschossen und auch glücklich zwei Prachtexemplare fallen sehen. Unsere Leute waren bei der ständigen Mehlkost sehr begierig auf Affenbraten und fuhren im Boote an Land, um sich die Beute aus dem Gebüsch herauszuholen. Sie drangen mutig in das Ufergestrüpp ein, kamen aber plötzlich unter lautem Geschrei zurückgestürzt und führten in tollsten Sprüngen einen wunderbaren Kriegstanz auf. Sie waren in einen wilden Bienenschwarm hineingeraten und konnten weder durch Umsichschlagen mit Tüchern und Zweigen sich ihrer Angreifer erwehren, noch mit der wünschenswerten Eile das Boot, welches sie an einem über das Wasser hinaushängenden Ast festgemacht hatten, wieder los bekommen. Einzelne warteten dieses Manöver überhaupt nicht erst ab, sondern stürzten kopfüber ins Wasser und gelangten schwimmend wieder an Bord. Nach mehreren Tagen noch erinnerten unförmlich aufgeschwollene Gesichter an dieses, für die Zuschauer wenigstens, lustige Abenteuer. Uebrigens wurde auch später mehrfach unsere Karawane von Bienenschwärmen überfallen und schimpflich nach allen Windrichtungen zersprengt. Die mittelafrikanischen Bienen gehören aber einer kleineren Sorte an; ihr Stich ist offenbar nicht sehr giftig und hat keine so starke Anschwellung der betroffenen Stellen im Gefolge, wie wir das zu Hause gewöhnt sind; bei den zahlreichen Stichen, welche unsere nackten Träger manchmal erlitten, wären sonst schlimmere Folgen unausbleiblich gewesen.

Nachmittags am 1. September befanden wir uns vor dem Berge Gabriel. Es ist dies ein einzelner Granitbuckel, der unmittelbar aus der Ebene aufsteigt. Gegen 5 Uhr setzte uns die mangelhafte Ortskenntnis unseres Lotsen wieder einmal auf eine Sandbank, und die Arbeiten zum Freimachen des Dampfers nahmen den ganzen verbleibenden Rest des Tageslichts in Anspruch. Auch am nächsten Tage kamen wir nicht sehr weit, denn schon mittags um 2 Uhr sassen wir wieder gründlich fest. Der Ort, in dessen Nähe wir aufliefen, heisst Gemsi und ist von Baschamas bewohnt, welche heute immer noch in sehr schlechtem Ruf stehen, wenigstens behauptete unser Dolmetscher, dass dieser Teil des Flusses für schwach besetzte Kanoes ein sehr gefährlicher Durchgangspunkt sei. Die Männer des Dorfes führen sämtlich Bogen und Pfeil, sowie Speer und Messer, und zwar sind die Waffen meistens vergiftet. Wir gingen im Laufe des Nachmittags an Land, um einige Tauben zu schiessen, und bemerkten bei dieser Gelegenheit zum erstenmal eine Art, die später besonders viel in Bornu vorkam. Der Rücken und Kopf des Tieres zeigen ein wundervolles Blaugrau, Brust und Hals dagegen prangen in herrlichem gesättigten Gelb. Eine andere Sorte Tauben zeichnet sich durch bräunliche Färbung und zahlreiche weisse Flecken auf den Flügeln aus. Ferner schossen wir einen besonders hübsch gefiederten Sperber mit ziegelrotem Schnabel und Fängen. Sein Körper ist gleichmässig hellsilbergrau gezeichnet, und der Glanz des Gefieders wird durch regelmässige, schmale, braune Streifen noch besonders gehoben. Der schwierige Charakter der Leute zeigte sich insofern für uns, als sie für durchaus nicht besonders sorgfältig gearbeitete Speere und Messer eine ganz unverhältnismässig hohe Bezahlung verlangten. Die Messer hatten Griffe aus Alligatorhaut und bildeten ein Mittelding zwischen den gewöhnlichen kurzen Heidenmessern des Buschlandes und den langen Haussa-Schwertern. Hier sahen wir es auch zum erstenmal, dass nach der Landseite zu das Dorf von einer dichten, drei bis vier Meter hohen Kaktushecke umgeben war, welche einen recht wirksamen Schutz gegen feindliche Ueberfälle gewährt. Unter einem hohen Baum am Rande des Dorfes befand sich der Fêtisch-Platz, wo man aus senkrecht in die Erde gesteckten Sandsteinplatten eine Art Rost gebildet hatte. Es ist dies eine äusserst praktische Vorrichtung, damit das Blut der geopferten Individuen sofort in die Erde sinkt. Zwischen den Steinen lagen die Schädel einer Antilope und mehrerer Ziegen.

Nach Aussage unserer Leute sollen die Baschamas im Verdacht stehen, auch manchmal andere Lebewesen als Ziegen oder Hühner auf diesen Steinen zu schlachten.

Die Nacht über blieben wir auf der Sandbank festsitzen und kamen erst am andern Morgen um 6½ Uhr frei. Links passiert man dann die Whright-Berge und den Mount-Forbes. Diese ganze Strecke ist ausserordentlich dicht bevölkert; Dorf schliesst sich an Dorf; auf beiden Seiten reichen die Mais- und Hirsefelder, so weit das Auge zu blicken vermag, bis tief in die Ebene hinein.

Am 4. September erreichten wir Yola. Nach Aussage des Agenten der Niger-Kompanie war der Wasserstand des Flusses in diesem Jahre volle fünf Fuss tiefer, als er meist um diese Jahreszeit zu sein pflegt. Die Lage von Yola ist von andern Reisenden schon sehr oft geschildert worden, auch auf uns machte die sanft gewellte, prachtvolle Ebene, die von drei Seiten von grösseren Gebirgszügen eingeschlossen ist, und durch deren Mitte sich der Benue schlängelt, den angenehmsten Eindruck. Die Stadt Yola selbst liegt ca. drei Wegestunden vom Flusse entfernt. Der militärische Kommandant von Yola, Kapitän Eckersley, war mir schon von früher her bekannt, und ich freute mich sehr, ihn wieder zu treffen. Leider sollte dies meine letzte Begegnung mit diesem trefflichen Offizier sein, denn schon drei Wochen später erlag er einem besonders starken Anfall von Schwarzwasserfieber.

Unser Lotse, den wir von Lokoja mitgenommen hatten, erklärte mir in Yola, dass hier seine Kenntnis des Fahrwassers zu Ende sei. Ich bemühte mich daher, für die weitere Strecke bis Garua einen neuen Lotsen ausfindig zu machen, jedoch vergeblich, und da wir trotz der Flusskenntnis unseres Führers bis hierher schon mehrfach aufgelaufen, jedoch immer wieder ohne weiteren Schaden leicht frei gekommen waren, entschloss ich mich, auch ohne Lotsen die Reise weiter fortzusetzen. Zwar versuchte der Kapitän, mir bei diesem Vorhaben Schwierigkeiten entgegenzustellen, aber da ich daraufhin selbst die Leitung des Dampfers in die Hand nahm und auch schliesslich, wenn auch nach mehrfachen vergeblichen Versuchen, die ungemein schwierige und gewundene Fahrwasserrinne dicht oberhalb Yola richtig herausfand und den Dampfer während mehrerer Stunden glücklich weiter lenkte, besann er sich bald eines besseren, und so fuhren wir jetzt bis Garua ganz ohne Lotsen. Dieses Experiment war soweit interessant, als dasselbe klar dartat, dass das Fahrwasser auf dem Benue auch von Unkundigen, bei einiger Vorsicht und Gewandtheit, leicht aufgefunden wird. Hinter Yola

behält das Flussufer bis zum Uebertritt auf deutsches Gebiet seinen bergigen Charakter bei; später treten dann die Berge etwas mehr zurück, und erst bei Garua kommt die Tengelin-Gruppe und ihre Fortsetzung jenseits des Flusses wieder näher an denselben heran. In dieser Jahreszeit prangte besonders das Bagele-Gebirge und der Madugo-Berg im üppigsten Grün.

Am 6. September, gegen 2 Uhr mittags, kamen wir an dem Delta des Faro vorbei, der sich in zahlreichen breiten, aber flachen Armen in den Benue ergiesst. Hinter dieser Stelle verringert sich die Breite des Benue plötzlich bis auf etwa 100 m; mit unserm sechs Faden langen Lot fanden wir hier keinen Grund mehr. Langsam und schwer wälzen sich die dunkeln Fluten des Flusses durch dieses gleichmässig schmale, einem künstlichen Kanal sehr ähnlich sehende Bett. Auch hier bemerkten wir vereinzelte Granitkuppen, die bis zu einer Höhe von 300 m unvermittelt aus der Ebene herausragten. Die Ebene ist andauernd sehr stark bevölkert. Später wird der Baumwuchs auf den Flussufern dichter und nimmt fast wieder Urwaldcharakter an, wenngleich er nur sehr niedrig ist und in keiner Weise an die Grossartigkeit und die gigantischen Formen des der Küstenzone eigentümlichen Urwaldes heranreicht. Mehrfach strichen Pelikane in schwerfälligem Fluge langsam über uns hin, und abends hört man das Geschrei zahlreicher Wildenten.

Nachdem wir uns gegen Mittag vergewissert, dass wir zweifellos die deutsche Grenze überschritten hatten, nahmen wir uns die Freiheit, auf dem Dampfer die deutsche Flagge zu hissen, obgleich wir, genau genommen, hierzu keine Berechtigung hatten. Seit mehreren Jahren waren keine Dampfer mehr hier gewesen, und unsere Flagge, welche der Bevölkerung doch jedenfalls schon von Garua her bekannt war, schien überall grosse Neugier zu erregen. Wo wir Gruppen von Leuten am Ufer stehen sahen, warfen wir ihnen kleine Geschenke in Gestalt von Zeug und leeren Flaschen zu, was mit lautem Beifallsgeschrei und Sanurufen begrüsst wurde. Die freundliche Gesinnung der Bevölkerung zeigte sich ferner dadurch, dass abends der Schulze eines kleinen benachbarten Dorfes in seinem Kanoe an Bord kam und uns unaufgefordert Hühner, einige Maiskolben und einen Topf Durrahbier als Geschenk überbrachte. Wir befanden uns hier unter den Battas, einem Heidenstamm, der sich alle die Jahre hindurch erfolgreich gegen die Uebergriffe der Fulbes zu wehren vermochte und sich durch seinen intensiven Ackerbau hervortut.

Am 7. September erreichten wir nachmittags 4 Uhr Garua. Als man von der Station aus das Herannahen des Dampfers

bemerkte, kamen zu unserer Begrüssung die beiden Unteroffiziere Haase und Fischer herbei, von denen letzterer inzwischen auch schon in Garua den Tücken des afrikanischen Fiebers erlegen ist. Der derzeitige Stationsleiter, Oberleutnant Dominik, lag damals krank zu Bett. Die Stadt Garua breitet sich in der weiten Ebene am Fusse des Tengelin-Gebirges aus, die besonders weiter flussaufwärts von ausgedehnten Durrahfeldern bedeckt ist. Leider liegt der eigentliche Ort in einer Mulde, die links von einer niedriger Terrainwelle eingeschlossen ist und dadurch gegen jeden erfrischenden Luftzug abgeschlossen wird. Aus diesem Umstand erklärt man die Erscheinung, dass die Stadt Garua sich für Europäer klimatisch sehr wenig zuträglich erwiesen hat, und es bleibt zu überlegen, ob nicht jetzt noch eine Verlegung der Station eine kleine Strecke flussaufwärts angezeigt wäre.





Vom oberen Benue

II. KAPITEL.

—

Aufenthalt in Garua.

Als wir im Februar von Europa wegfuhren, hatte man in Berlin sowohl von dem Zuge des Obersten Pawel, als auch von der Expedition Cramer von Klausbruch noch nichts erfahren, und somit waren wir darauf gefasst, dass unsere Bewegungsfreiheit auf deutschem Gebiet möglicherweise eine etwas beschränkte sein würde, anderseits winkte uns aber auch die Aussicht, als Pioniere der Kultur in bisher unbekannte Landstriche vorzudringen. Statt dessen trafen wir dort oben völlig geregelte Verhältnisse an, was für die Expedition allerdings eine grosse Erleichterung rücksichtlich unserer eigentlichen Aufgabe bedeutete. Diese bestand bekanntlich darin, möglichst eingehende Nachrichten über Land und Leute nach Hause zu bringen, woraufhin eine wirtschaftliche Betätigung in diesem Teile unserer Kolonie einzusetzen vermöchte. In erster Linie bot nun Garua selbst mit seinem mannigfaltigen Leben und Treiben genug neue Eindrücke, um uns während der nächsten Tage hinreichend zu beschäftigen; befanden wir uns doch hier zum erstenmal mitten in jener eigenartigen zentralafrikanischen Welt, welche aus den Werken Barths und Nachtigalls bekannt geworden ist und uns früher immer wie eine Schilderung aus „Tausend und eine Nacht“ angemutet hatte.

In allen grösseren Ortschaften Adamauas und Bornus bildet der Marktplatz den Mittelpunkt des öffentlichen Lebens. Im Gegensatz zu den Küstenplätzen, wo das Feilschen und Handeln meist mit Sonnenaufgang beginnt und schon gegen 9 Uhr morgens

sein Ende erreicht, fängt hierzulande um diese Stunde überhaupt erst der rechte Markt-Verkehr an. Die meisten Verkaufsobjekte werden von den oft mehrere Wegestunden entfernten Gehöften und Dörfern herangebracht, und so kommt es, dass sich erst um Mittag der Markt zu füllen beginnt. Die Verkäufer haben in regelmässigen Reihen unter niedrigen Grasdächern, welche sie gegen die Sonne schützen, Matten auf der Erde ausgebreitet, auf denen sie selber niederhocken und ihre Schätze um sich herum auslegen. Unter den Waren sind übrigens auch schon recht viele Artikel europäischen Ursprungs vertreten, die aus den verschiedenen Niederlassungen der Niger-Kompanie längs des Benue und von Tripolis herstammen. Wir bemerkten darunter besonders Baumwollzeuge, Garn, Parfümerien, Nähnadeln und kleine Spiegel; auch europäisches Salz liegt neben der einheimischen Pottasche zum Verkauf aus. Hauptsächlich aber finden sich die seit Jahrhunderten in gleicher Art und Güte in Zentral-Afrika selbst produzierten Industrieprodukte: Baumwollenstoffe sind in verschiedener Webeart, aber gleichmässig guten Qualitäten und in reizenden abwechslungsreichen Mustern vertreten; neben zahlreichen Arten von Perlen europäischen Ursprungs sieht man solche aus Kano, welche anscheinend eine sehr hart gebrannte Tonbasis besitzen, auf welche bunte Glasflüsse in die hierzu frei gelassenen Rillen eingegossen sind. Offenbar ist die Herstellung dieser Perlen ein sehr mühsames, zeitraubendes und kunstvolles Verfahren, und dem entspricht auch der Preis, der sich pro Stück auf zwei Maria-Theresien-Taler beläuft. Diese Perlen werden als besonders kostbarer Schmuck von den Frauen der Vornehmen um den Hals getragen, und es ist für die Gesinnung der Bevölkerung charakteristisch, dass diese einheimischen, schwerfälligen Produkte allgemein einer weit höheren Wertschätzung sich erfreuen, als die doch zweifellos sehr viel vollkommenere und schönere europäische Arbeit.

Während der Handel mit vorstehend genannten Waren in den Händen der Haussa-Händler liegt und entsprechend von Männern ausgeübt wird, ist die überwiegende Anzahl der Verkaufsstände von Verkäuferinnen besetzt, welche durchweg Lebensmittel feilbieten. Da gewahren wir die köstlich braun gerösteten Maiskolben; schönes weisses Mehl, aus Durrah oder Mais hergestellt, in kunstvoll geflochtenen Körben; Töpfe mit Fett und Butter; wildwachsende Beeren und sonstige Früchte des Busches, die von den fleissigen Weibern draussen eingesammelt worden

sind; besonders aber bemerken wir, teilweise schon durch den Geruchssinn auf etwas ausserordentliches vorbereitet, viele Sorten von fertig zubereiteten Speisen. Eine Art mit Honig versetzte Schmalzkringel scheint sehr beliebt; dann werden appetitlich aussehende dicke Mehlklösse, bei deren Anblick einem rechtschaffenen Bayern das Wasser im Munde zusammenläuft, viel gekauft; am Feuer getrocknete Fische liegen verlockend aus; ferner sehen wir Kalabassen und Töpfe mit frischer und saurer Milch, sowie verschiedene Sorten zu Suppen und Saucen gebrauchter Gemüse. Auch Stückchen einer aromatischen Wurzel, die zum Herstellen einheimischer Seife und Riechpulver benutzt wird, sowie Körbe mit frischen Kolanüssen fallen uns auf. Sodann gewahren wir die Erzeugnisse des höheren Feldbaues; mit Bast verschnürte Rollen von mehr oder minder dunkeln Tabaksblättern, die dicken, dunkelblauen Kugeln des mit Asche versetzten eingeborenen Indigo, sowie Säckchen mit pulverisierter Hennah. Einzelne arme Buschneger der Umgegend haben Grasbüschel als Viehfutter und grosse Wellen trockenen Holzes als bequemes Brennmaterial für die vornehmen Fulbedamen gesammelt, welche es vorziehen, ihren Bedarf an letzterem für wenige Kauris auf dem Markt zu kaufen, anstatt sich selbst mit dem Aufsammeln draussen im Gebüsch zu plagen. Dass alles in Ruhe und Ordnung hergeht, dafür sorgt der Marktvogt, gewöhnlich ein am Platze ansässiger Haussamann, der auch die Marktgebühren von den Verkäufern einsammelt und die Sonnendächer auf den Verkaufsstellen in Ordnung zu halten hat.

Eine wichtige Rolle spielt die Fleischbank, welche gleichfalls ein am Orte ansässiger Haussa in einer Ecke des Marktes aufgeschlagen hat. Dort werden je nach Grösse der Ortschaft ein, zwei und mehr Ochsen geschlachtet und zerteilt, deren Fleisch in appetitlichen Portionen auf Holzstöcke gespiesst oder auf Matten ausgebreitet zum Verkauf liegt. Alle Fliegen, die für gewöhnlich auf einige Meilen im Umkreis ihre Heimat haben, scheinen sich an den Markttagen hier ein Stelldichein zu geben, und jene, welche nicht vorziehen, Honigkuchen und Mehlklösse zu naschen, haben sich als dicke schwarze Schicht auf den Fleischstücken niedergelassen und fliegen wie eine dunkle Wolke mit lautem Gesumme auf, wenn ein Käufer naht, der mit prüfendem Finger die Qualität der ausgelegten Fleischstücke betastet.

An einer andern Ecke des Platzes hat zur Erheiterung der Verkäufer und als höhere Attraktion des Marktes eine Musik-

kapelle sich niedergelassen, die aus mehreren Trompeten und einem halben Dutzend Trommeln besteht, die bei einigermassen gutem Willen vollkommen ausreichen, um einen wahrhaft heidenmässigen Lärm zu vollführen, der über den ganzen Marktplatz und noch weiter in die benachbarten Gehöfte hineinschallt.

Zwischen den Verkaufsständen schiebt sich die bunte Menge, der geschäftige Haussa, der ernste und würdevolle Fulbe, mit weit herabfallenden Gewändern bekleidet, und dazwischen die nackten, täppisch dreinschauenden Heiden. Gruppenweise miteinander plaudernd, bewegen sie sich auf und ab, und hin und wieder drängt sich auch wohl hoch zu Ross ein vornehmer Fulbe unter Vorantritt seiner speertragenden Leibsklaven durch das gemeine Volk. In den Toröffnungen der den Markt umgebenden Gehöfte haben sich die eingeborenen Schriftgelehrten, die Malams, niedergelassen, welche damit beschäftigt sind, ihre Koranverse vor sich hinschreienden Zöglinge in die höheren Wissenschaften einzuführen, oder selbst diese Wissenschaft praktisch ausüben, indem sie Koransprüche auf Holztafeln aufschreiben, diese mit Wasser abspülen und dann die Tintenbrühe als unfehlbar wirkende Medizin gegen alle Krankheiten und Gebrechen den Gläubigen zu trinken geben, oder auch, indem sie die Sprüche, auf Papier geschrieben, als Amulet verkaufen. Der Lederarbeiter, welcher letzteres dann in ein hübsches Täschchen verpackt und mit einer Schnur zum Umhängen versieht, ist auch nicht weit entfernt, und beide Berufe erfreuen sich zahlreicher Kundschaft, was einen nicht wunder nimmt, wenn man bedenkt, was alles als Amulet an der Person eines Haussa oder Fulbe, an seinem Halse, an seinem Arm, an seinem Gürtel, an seinem Schwert und Spiess, an seinem Turban, an seinem Streitross, an seinen Kühen, Eseln und Weibern umherbaumelt, um sie vor Tod, Krankheit, bösem Blick, Feuersgefahr, Vergiftung und schlimmen Tieren zu schützen.

In der andern Ecke des Marktes hat ein Schmied sich niedergelassen, welche damit beschäftigt sind, ihre Koranverse vor äusserst zivilen Preisen in sauberer Arbeit anfertigt. Ihm gegenüber hockt ein Schneider, dessen ganzes Handwerkszeug aus einem haarscharf geschliffenen Dolch und einer Nähnadel besteht. Die schmalen, ortsüblichen Zeugstreifen werden zuerst zu einem grösserem Tuche zusammengenäht, dann prüft der Kleiderkünstler mit geübtem Blick die ungefähren Dimensionen seines Auftraggebers, legt sich den Stoff zurecht und schneidet mit sicherer Hand mittels seines Dolches das Muster daraus aus. Bei den faltenreichen weiten Gewändern handelt es sich dabei allerdings

nur um die Achselstücke oder Halsöffnungen, oder auch um die mit rundem Boden versehene, über das Ohr herabhängende, lange Haussamütze, was alles keinen besonders exakten Schnitt voraussetzt. Ist die Arbeit soweit vorgerichtet, so nimmt er dünne, handgesponnene Baumwollfäden, dreht drei davon zu einem kräftigen Nähfaden mit den Fingern zusammen und heftet mit sauberen, gleichmässigen Stichen die zurecht geschnittenen kleinen Stücke aneinander. Es ist bewunderungswürdig, wie gleichmässig und hübsch schliesslich das Resultat dieser primitiven Arbeitsmethode aussieht.

Dann fallen uns in dem bunten Gemisch als besondere Gruppe noch die Bororos auf, ein Volksstamm, der, zu den Fulbe gehörig, die ursprüngliche Beschäftigung derselben beibehalten hat und als viehzüchtende Nomaden im Lande umherzieht. Während der reine Fulbe-Typus bei den Städtebewohnern infolge der starken Vermischung mit Haussa- und Negerblut heute schon sehr verwischt ist, zeigen die Bororos immer noch ein scharf geschnittenes kaukasisches Profil mit besonders kräftig markierten Nasen. Die Weiber tragen das lange Haar in der Mitte gescheitelt und im Nacken und an den Ohren zu kleinen Zöpfchen verflochten, die sie mit Muscheln und Messingstückchen verzieren. Die Ohrmuscheln haben sie mit zahlreichen Löchern durchbohrt und tragen darin manchmal zehn und mehr dünne Messingreifen, so dass deren Gewicht diese Knorpelgebilde straff nach unten zieht. Sie betreiben meistens einen schwungvollen Milchhandel und ihr Vieh ist berühmt.

Wenn nun die Verkäufer ihren Vorrat losgeworden sind, oder der Käufer seinen Bedarf gedeckt hat, gehen sie wohl gern zum Barbier hin, der auch in der Nähe seine verschönernden Künste dem Publikum zur Verfügung stellt. Sein Handwerkszeug besteht aus einem kleinen Wassergefäss, woraus er Antlitz und Schädel der sich ihm Anvertrauenden anfeuchtet, und dem höchst verdächtig aussehenden Messer. Sobald er diese Furcht einflössende Waffe auf dem zähen Leder seines eigenen Armes abgezogen hat, nimmt er den Skalp seines Opfers in Angriff, dass dem zuschauenden Europäer schon von dem Anblick allein eine sogenannte Gänsehaut über den Rücken läuft.

Bei allen Afrikanern geht kein Geschäft ohne Geschrei und Spektakel ab, und welches Getöse diese grosse Ansammlung von Menschen im Verein mit der fürchterlichen Musik verursacht, mag sich jeder leicht selbst vorstellen.

Gegen 3 Uhr nachmittags lässt das Hauptgewühl nach und

die Scharen der Auswärtigen ziehen nach jeder Windrichtung wieder ihren Gehöften zu. Abends ist der Marktplatz verlassen, es sei denn, dass eine besonders ausgelassene und vergnügungssüchtige Schar sich diesen Ort zur Abhaltung eines Tanzes auserkoren hat.

Vom 7. bis zum 24. September wurden wir in Garua zurückgehalten. In den ersten Tagen galt es, unser Gepäck an Land zu schaffen, so dass der Dampfer seine Rückreise antreten konnte. Dann musste ein Arbeitsplan aufgestellt werden, in welcher Weise wir unsere Forschungen durchzuführen gedachten, und schliesslich waren die Vorbereitungen für unsere erste Reise zu treffen, Gepäck, Tauschwaren und Proviant umzupacken, Reittiere anzuschaffen und Träger anzuwerben. Unser anfänglicher Plan war, uns möglichst an die Wasserwege zu halten. Zu diesem Zwecke hatten wir von Europa ein Boot mitgebracht. Diese Absicht scheiterte aber an der Unmöglichkeit, die Haussas zu ausdauernden Ruderern heranzubilden, und ausserdem erschien uns nach eingehender Erkundigung eine Bootsreise aus dem Grunde nicht ratsam, weil dabei unsere Bewegungsfreiheit zu sehr eingeschränkt und besonders auch jedes tiefere Eindringen in das Land unmöglich gewesen wäre. So entschlossen wir uns denn, eine Trägerkarawane zusammenzustellen.



Unser Gehöft in Garua

Damals bestand die Station Garua erst kurze Zeit und hatte die Hilfsmittel der dortigen Bevölkerung während der vorhergehenden Monate stark in Anspruch genommen. Besonders das bessere Pferdematerial war von der Schutztruppe meist schon beschlagnahmt worden, so dass wir notgedrungen von dem Anerbieten des Oberleutnants Dominik Gebrauch machten, der uns aus dem Stationsbestand an Beute-Pferden drei niedliche Zwergpferdchen zu dem allerdings mässigen Preise von 90 Mark überliess. Glücklicherweise waren meine beiden Begleiter von ziemlich kleiner Statur, so dass der Anblick unserer Reiterei nicht gar zu komisch wirkte, wenngleich er von dem landläufigen Begriff von „Schönheit“ sehr weit entfernt blieb.

Im Gegensatz zu unsern späteren Reisen machte uns diesmal die Beschaffung von Trägern grosse Schwierigkeiten. Ich hatte zwar dem Lamido Buba von Garua von vornherein ein Geschenk im Werte von 200 Mark gemacht, aber dennoch schienen Missverständnisse vorzuliegen, und es dauerte geraume Zeit, bis bei Herrn Buba die Einsicht dämmerte, dass wir notwendigerweise Träger haben müssten, wenn wir im Lande reisen wollten. Es waren das leichte Unannehmlichkeiten, welche im Grunde genommen auf verschiedener Auffassung der Sachlage seitens des Stationsleiters und meiner Wenigkeit beruhten, die schliesslich aber in für beide Teile befriedigender Weise ihre Lösung fanden. Ferner schienen die Träger von ihrer Berührung mit den Weissen, die bei Gelegenheit der vorhergehenden militärischen Expeditionen stattgefunden hatte, keine angenehmen Erinnerungen zurückbehalten zu haben. Sie mussten zum Teil mit List und Gewalt eingefangen und bis zur Stunde des Abmarsches gebunden und bewacht werden, und trotzdem kam es vor, dass einige darunter selbst noch im letzten Moment wegliefen. In um so angenehmerem Gegensatz zu diesen Vorkommnissen standen unsere späteren Trägerrekrutierungen, wo wir einen solchen Zulauf an freiwilligem Personal hatten, dass wir überhaupt nur die Hälfte davon mitnehmen konnten; und mehrfach ist es vorgekommen, dass Leute von ihren Herren noch mehrere Tage nach unserm Abmarsch gefesselt und gefangen gehalten wurden, nur damit sie nicht nachträglich sich unserer Karawane noch anschlossen.



Vom oberen Benue

III. KAPITEL.

Unsere Reise nach Buband'jidda und N'gaumdere.

Also am 30. September waren wir marschbereit. Als ich mich um 5 Uhr morgens von meinem Lager erhob, regnete es ziemlich stark, und es erschien zweifelhaft, ob wir unter diesen Umständen wirklich unsern Marsch antreten sollten. Als sich aber das Wetter gegen 7 Uhr aufgeklärt hatte, begannen wir die Lasten zu verteilen. Allerdings ging es dabei nicht so ganz glatt her. Wie die Raben stürzte sich die ganze Gesellschaft der Träger auf die augenscheinlich leichten Lasten, welche sie sich gegenseitig aus den Fingern und fast in Stücke rissen; die verdächtig schwerer aussehenden Bündel blieben dagegen wohlweislich im Hofe liegen. Bis dann endlich alles im richtigen Verhältnis zu der körperlichen Kraft der Leute verteilt war, verging noch einige Zeit, so dass wir uns erst um 8½ Uhr in Marsch setzen konnten. In den ersten Wegestunden schon stellte es sich übrigens heraus, dass der gute Buba uns recht viele Krüppel auf den Hals geschickt hatte, welche ausgeschieden und durch neue Träger aus den naheliegenden Dörfern ersetzt wurden. Somit kamen wir an diesem ersten Tage nur sehr langsam von der Stelle und erreichten um ½3 Uhr den Ort Rumde Ganjadi. Bekanntlich gehören zu jedem grösseren Fulbeort eine Anzahl Vorstädte, die nur von Sklaven bewohnt werden, welche die Arbeiten auf den umliegenden Feldern zu verrichten haben. Im Gegensatz zu den Hauptplätzen, welche den Namen Uro führen, werden diese Sklaven-Dörfer mit Rumde bezeichnet.

Unser heutiger Tag führte dicht am Tengelin-Gebirge vorbei. Rumde Ganjadi liegt am Fusse der äussersten Ausläufer, und wir sahen die interessanten Formen der Sandsteinberge jetzt dicht vor uns. Die Schuttkegel sind verhältnismässig gross und reichen bis unmittelbar unter die Spitze. Letztere selbst ist plateauartig scharf abgeschnitten und der Abfall scheint ausserordentlich steil und nur schwer besteigbar zu sein. In den Rumdes gibt es gewöhnlich kein Rindvieh, weil die Fulbe es für besser halten, ihre Milch zum eigenen Gebrauch zu reservieren und offenbar von der Voraussetzung ausgehen, dass ihre Sklaven kein Verständnis für derartige höhere Genüsse besitzen.

Der nächste Tag brachte uns in fünfstündigem Marsche nach Bé, einem grösseren Marktflecken. Der Ortsschulze zeigte sich sehr gefällig und sandte uns Nahrungsmittel. Da ich meinen Leuten ausserdem noch zur Aneiferung ein Rind nebst zwei Schafen und einer Ziege als Stärkungsmittel zukommen liess, entwickelte sich bald eine grosse Schmauserei, und der anfängliche Groll meiner unfreiwilligen Träger begann einer etwas freundlicheren Stimmung Platz zu machen.

Am nächsten Tage waren wir schon um ½7 Uhr marschfertig. Aber es stellte sich heraus, dass meine Leute versucht hatten, sich ihre Lasten vorteilhafter einzurichten, so dass beim Antreten, trotz der gestern beim Einkauf eines Pferdes und des Rindes verausgabten Salzlasten immer noch einige besonders schwere Pakete liegen blieben. Ausserdem hatten zwei Leute während der Nacht das Weite gesucht. Das neue Verteilen der Lasten nahm natürlich wieder Zeit in Anspruch, so dass wir erst gegen 8 Uhr morgens den Mao Kebbi erreichten, bis wohin der Ortsschulze von Bé uns in höchsteigener Person begleitete. Das Uebersetzen unserer ca. 100 Leute und Lasten nahm nicht ganz eine Stunde in Anspruch. Jenseits des Flusses kamen uns auch schon der Bürgermeister von Adumre mit seinem Malam und noch zwei weitere Grosswürdenträger entgegen. Der Malam suchte sich hauptsächlich als forscher Reiter hervorzutun und malträtierte seinen Hengst mit Sporen und der unmenschlichen Haussa-Kandare, so dass der Gaul die tollsten Sprünge vollführte und mehrmals den Malam in Gefahr brachte, den Sattel mit dem Erdboden zu vertauschen; einen vernünftigen Galopp konnte er aus dem misshandelten Tiere überhaupt nicht mehr herausbringen, es ging nur noch „Kreuz-Galopp“, ein Fehler, den die hiesigen Pferde überhaupt sehr oft aufweisen und der jedenfalls durch das häufige scharfe Parieren mit der Kandare, welche dem Gaul

das Maul blutig reisst, hervorgerufen wird. Das in Bé gekaufte Pferd zeigte sich als ruhiges Tier, welches vor der Hand meinen Stationsgaul ersetzen musste, für den mein Gewicht doch zu viel war.

In Adumre machten wir auf einem freien Platz in der Nähe des Marktes Halt und betrachteten, da es gerade ein Donnerstag war, an welchem Wochenmarkt abgehalten wird, das bunte Gewühl. Als Rarität brachte man uns einige Datteln, die noch ziemlich unreif waren und herb schmeckten. Adumre gehört dem Lamido von Bibene, der uns auch nach seiner Stadt durch eine Gesandtschaft einladen liess. Leider konnten wir dieser Einladung nicht Folge leisten, sandten aber als Zeichen der Erkenntlichkeit einige Geschenke. Unser Dolmetscher Breima meldete sich krank und musste hier zurückbleiben. Glücklicherweise hatte ich mir als Vertrauensmann und Oberaufseher der Träger einen jungen Fulbe aus Garua, Hamadu mit Namen, mitgenommen, der früher schon bei der Niger-Kompanie in Dienst gewesen war und aus dieser Zeit her einige Worte Englisch verstand. Dieser musste von jetzt ab die Stelle des Dolmetschers ausfüllen.

Nachdem wir mit dem Uebergang über den Mao Kebbi die eigentliche Benue-Niederung verlassen hatten, war das Land weniger fruchtbar geworden und meist mit niedrigem Buschwald bestanden.

Als wir am nächsten Tage von Adumre aufbrachen, blieb schon wieder eine der schweren Lasten liegen, und nachdem ich längere Zeit vergeblich versucht hatte, des betreffenden Trägers habhaft zu werden, entschied ich endlich dahin, dass der Headman die Last zu tragen habe, weil das Beaufsichtigen der Lasten und Träger seine Arbeit sei. Sehr missvergnügten Blickes lud er sich die Bürde auf. Meine Politik hatte jedenfalls den Erfolg, dass ich ihn schon an unserm ersten Halteplatz ohne Last ankommen sah. Wenn es den Herren selber ans Leder geht, wissen sie sehr bald den betreffenden Sünder ausfindig zu machen.

Die uns schon gestern vor Adumre auffallende Granitburg gehört zum Hossere-Gore, einem niedrigen Granitrücken von ungefähr 30 Meter Durchschnittshöhe. Besagte Burg ist dagegen ca. 50 Meter hoch, und die Blöcke auf der Spitze bilden eine derartig ausgesprochene Ruinenform, dass man sich erst daran gewöhnen muss, diese merkwürdigen Gebilde als ein Naturprodukt zu betrachten. Die Gegend ist vorzüglich angebaut, und wir mar-

schierten andauernd zwischen halbhohen Durrahstauden, Erdnuss-, Indigo- und Baumwollfeldern. Merkwürdigerweise hat man hier auch wieder Kassada gepflanzt, eine Kultur, die meistens nur in der Küstenzone gepflegt wird. Die nächsten Dörfer, welche wir berührten, bestehen aus nur vereinzelten Gehöften und gehören auch zu Adumre. Nachdem wir dann einen niedrigen Buschwald durchschritten hatten, sahen wir in der Ferne die grössere Erhebung des Hossere Lado aus der Ebene hervorsteigen, welche ich auf ca. 500 Meter relative Höhe schätzte. Oestlich davon ist das Hossere Bingi, ein ungefähr halb so hoher Zug, dem ersteren vorgelagert. Ueberall in den Feldern bemerkten wir die Dodo-Fêtische, meist aus einem über einen Stock gestülpten zerbrochenen Tongefäss bestehend, und in einem Baumwollfelde war, offenbar auch als Fêtisch, das Schulterblatt eines Rindes an einen Pfahl angenagelt. Wir überschritten zahlreiche kleine Bäche, welche sich eine tiefe Rinne gegraben haben, in denen nur die mächtigsten roten Granitblöcke, durch das Wasser von der anhaftenden Erdkrume befreit, als schön buntes Gestein liegen geblieben sind. Gegen Mittag durchschritten wir die Kulturen des Dorfes Karewa. Es ist dies ein ziemlich bedeutender Platz, inmitten ausgedehnter Farmen. Eine Stunde später erreichten wir Tehuare, wo wir unsere Zelte aufschlugen. Ganz nahe dabei lag der Ort Djikale, der seinerzeit von der Schutztruppe verbrannt wurde, weil der betreffende Bürgermeister dem flüchtigen Emir Siberu Unterkunft gewährt hatte. Während des ganzen Tages marschierte uns ein Sklave des Bürgermeisters von Adumre vorauf, der als besondere Beglaubigung einen mächtigen Kavalleriesäbel trug, welchen seinerzeit Oberst Pawel seinem Herrn geschenkt hatte. Ferner begleitete uns ein Abgesandter des Lamido von Bibene, der in den berührten Plätzen die Einwohner aufforderte, Erfrischungen herbei zu schaffen, und sich auch abends im Lager um die Verpflegung unserer Leute verdient machte.

Einer unserer Träger wurde unterwegs marode und konnte nicht mehr vorwärts. Als dies der Headman bemerkte, der übrigens in dem Rufe eines bedeutenden Medizinmannes stand, trat er heran, befeuchtete die Finger mit Speichel und bestrich damit den Mann in der Gegend der Herzgrube, selbstredend unter andauerndem „La il Allah"-Gesang, ohne welchen derartige Zeremonien hierzulande überhaupt undenkbar sind. Und wirklich, das Sympathie-Mittel half, der Träger konnte seine Bürde bis zum Halteplatz weiterschleppen.

Zwei weitere Tagemärsche brachten uns bis an den Mao-Schinna. Dieser war um diese Jahreszeit voller Wasser, ungefähr 75 Meter breit und hatte eine ziemlich reissende Strömung, so dass das Uebersetzen einige Stunden Zeit in Anspruch nahm. Vorher passierten wir einen Tamarindenhain, aus dessen Holz anscheinend auch die beiden kleinen Kanoes des Fährmanns bestehen. Sobald man in die tiefere Ebene des Mao-Schinna hinabsteigt, merkt man an der Höhe des Grases, dass der Boden wasserreicher geworden ist. Man reitet in den Grasfeldern wie zwischen zwei Mauern einher, so dass ein Ausblick zur Seite gänzlich ausgeschlossen ist. Hinter dem Mao-Schinna passierten wir das Dorf Boboni. Hier, wie überall, fiel die grosse Freundlichkeit der Leute auf, die Lebensmittel sowie Durrahbier an die Strasse brachten; nur fehlte leider überall die Milch, die wir erst in Rei-Buba wieder antreffen sollten. Wir schienen uns in einer Art Niederung zu befinden, denn der Wasserreichtum der Gegend hatte offenbar schlechten Abfluss und wir kamen von Zeit zu Zeit an ausgedehnten Tümpeln vorbei, die sich in der Nähe von Dyirum, wo wir unser Lager aufschlugen, zu mehreren grossen Seen erweiterten. Der Ort Dyirum liegt an einem Nebenfluss des Benue, dem Mao-Schuffi, der sehr wasserreich und mit starker Strömung in einer Breite von ca. 50 m nicht weit unterhalb Dyirum sich in den Benue ergiesst.

Dyirum ist heute der Witwensitz der Lieblingsfrau des früheren Lamido von Buband'jidda. Dieser Lamido hatte zwei Söhne und zeichnete sich durch seine trotzige und unbotmässige Gesinnung aus. Vor einigen Jahren plante er sogar einen Raubzug in das eigentliche Gebiet von Yola und hatte seine Kriegsscharen bei Dyirum zusammengezogen. Dieser verwegene Streich wurde aber von einem grossen Teile seines Volkes nicht gut geheissen, und zwar standen an der Spitze der Partei der Unzufriedenen seine beiden Söhne, welche in dem Vorhaben des Vaters eine Gefahr für den Staat und damit auch für ihre eigene Nachfolge auf dem Thron befürchteten. In der Nacht drangen sie in das Schlafgemach des Vaters ein und erschlugen ihn. Am andern Morgen wurde der älteste der Brüder als neuer Lamido ausgerufen und später auch von Yola durch Verleihung des Turbans bestätigt. Dieser Lamido hielt treu zu seinem Oberherrn, als jener sich bei Marrua zum Entscheidungskampfe den deutschen Truppen entgegenstellte. Nachdem die Schlacht bei Marrua für die Fulbes verloren gegangen war, zog er mit dem Rest seiner Getreuen wieder nach Rei-Buba zurück. In der Abwesenheit des Bruders

hatte sich aber inzwischen der jetzige Lamido dort als Herrscher ausrufen lassen. Der heimkehrende König fand die Tore der Stadt geschlossen und bezog vor den Mauern ein Lager. Jetzt gingen die Verhandlungen herüber und hinüber, und zuletzt einigte man sich, um unnützes Blutvergiessen zu vermeiden, dahin, dass die Herrscherfrage im Zweikampf der beiden Prinzen entschieden werden sollte. Eines Morgens öffnete sich daher das nördliche Stadttor, und hervor ritt in glänzendem Waffenschmuck der jetzige Lamido, dem sein Bruder gleichfalls ohne Begleitung entgegensprengte. Der Kampf soll



Ssauri in D'jirum

nur kurze Zeit gedauert haben; bald sei es dem Rebellen gelungen, mit dem Schwerte seinen Bruder vom Gaul zu hauen, worauf er den Schwerverwundeten dann völlig abtat. Man sieht, auch in Afrika stellt sich das Glück nicht immer auf die Seite der Gerechtigkeit! — Seitdem herrscht der jüngere Bruder unbestritten mit eiserner Hand und führt ein wahres Schreckensregiment im Lande. Alles, was von der Fulbe-Aristokratie einigermassen zu Ansehen gelangt und ihm möglicherweise eines Tages gefährlich werden könnte, wird ohne Schonung aus dem Wege geräumt. Mehrere der Grossen des Landes, welche unter Zurücklassung ihres ganzen Eigentums flüchtig wurden, ereilte auch auf fremdem Boden der Dolch eines vom Lamido gedungenen Meuchelmörders, so dass

unter der vornehmen Bevölkerung von Buband'jidda von heute auf morgen niemand seines Lebens sicher ist.

Nach der Mordtat war damals die erste Haremsdame in Dyirum als Ortsschulze zurück geblieben. Wir machten ihr sehr bald unsern Besuch und schenkten ihr einen Sack Salz. Als-



Malam Danedjo (Rei Buba)

bald erschienen dann auch die Frauen aus der Umgebung der Bürgermeisterin mit grossen Kalabassen voll Essen und Erdnüssen.

Als wir ungefähr eine Stunde im Lager ausgeruht hatten, nahte sich ein interessanter Zug. Vorauf ritt ein vornehmer Fulbe mit rotem Uebergewand und durchaus europäischem Gesichtsschnitt und einer so hellen Hautfarbe, wie ich sie vorher noch niemals und auch später nur selten beobachtet habe. Sein ganzes Aeussere erinnerte stark an einen Chinesen. Es war dies

der Malam Danedjo, der Minister des Auswärtigen von Buband'-jidda, und in seiner Begleitung befand sich der Malam Schua, welcher als hochgebildeter Kanurimann in Rei-Buba den ersten Schriftgelehrten des Hofes darstellt. An den meisten Fulbe-Höfen wird dieses Amt von Kanuris ausgefüllt, die im Punkte der Wissenschaft den Fulbes sehr überlegen sind. Der dritte im Bunde nannte sich Djifaria, der Obersklave des Lamido, der, wie meistens an diesen Höfen, eine sehr einflussreiche Stellung einnimmt, welche in diesem Falle noch besonders dadurch verstärkt wird, dass seine Schwester die Lieblingsfrau des gegenwärtigen Lamido sein soll. Sie brachten Grüsse des Lamido und sollten uns nach Rei-Buba begleiten, und wir versäumten nicht, sie reichlich zu beschenken. Unsere Leute erhielten mehrere Schafe und Ziegen zum Schlachten und gerieten hierdurch in die angeregteste Stimmung. Singend und lachend sassen sie um die Feuer herum, an denen die Fleischstücke schmorten. Grosse Begeisterung rief ein besonderer Schlaukopf durch sein selbstverfasstes Lied hervor, worin er die Vorzüge der bisherigen Quartiere verewigt hatte. Demnach gebe es in Garua sehr viel Weiber; in Rumde Ganjadi sei gar nichts los; in Bé hätten sie die meiste Milch erhalten; Adumre könne sich der hübschesten und jüngsten Weiber rühmen; Tehuare aber überbiete alle diese Plätze, indem es dort so viel zu essen gäbe, dass man gar nicht damit fertig würde. Der nächste Tag war Rasttag.

Am 30. September brachen wir morgens um 7 Uhr auf. Zwei Stunden lang führte der Weg durch ansteigendes Gelände, bis wir das Schlachtfeld vom vorigen Dezember erreichten, wo Leutnant Radtke die Buband'jiddaer bei Gelegenheit eines nächtlichen Ueberfalles aufs Haupt geschlagen hat. Die Stelle war durch ein paar umherliegende weisse Schädel deutlich gekennzeichnet. Diese Gegend erinnerte mich an manche Partie aus der Altmark. Ueberall sah man die spiegelklaren Seen aufblitzen, die durch kleine Hügelrücken voneinander getrennt werden. Die Ufer sind mit Schilf bewachsen und die Wasserfläche bedecken blühende Wasserrosen.

Gegen 12 Uhr zogen wir in Rei-Buba ein, das auf einem erhöhten Plateau inmitten der weiten Ebene liegt. Als ich am Stadttor einen Augenblick anhielt, um die Karawane herankommen zu lassen, ritt der Malam Danedjo voraus, um unsere Ankunft zu melden. Die Stadt ist rings von einer gezackten Lehmmauer umgeben und erinnert somit ganz an unsere mittelalterlichen Verhältnisse. Das Stadttor, durch welches wir einritten, ist ein vier

Meter im Quadrat haltender Bau, der durch schwere Bohlentüren verschlossen werden kann. Innerhalb der Ringmauer ist der Raum höchstens zum vierten Teil ausgebaut, und zwischen der Mauer und dem Häuserkomplex liegen ausgedehnte Felder. An den ersten Häusern kam uns der Lamido, eine tiefschwarze Riesengestalt auf ebenso riesigem Gaul, dem grössten, den ich bisher in Afrika gesehen hatte, in würdevollem Schweigen entgegengeritten und reichte mir leicht die Hand zum Willkommen. Darauf setzte er sich an die Spitze unseres Zuges und begleitete uns mit seinem Gefolge von mehreren hundert Köpfen bis zu dem Gehöfte, welches für uns bereit gestellt war. Aber welche



Stadttor von Rei Buba

Unmasse von Essen wartete auf dem davor liegenden freien Platze unserer Leute! Einmal standen dort ungefähr 60 grosse Kalabassen mit Kuchen aus Hirse, alsdann eine Anzahl kleiner Kalabassen mit gekochten Rindfleischstücken, die in einer Fettsauce schwammen; daneben standen zwei grosse Töpfe mit 40 Liter frischer Milch, eine Schale mit gemahlenem Reis und sechs grosse Töpfe Honig. An den Bäumen des Platzes waren drei kapitale Ochsen angebunden, ferner brachte man uns einen besonders kräftigen Schafbock und einen grossen Korb mit Hühnern. Die interessantesten Stücke aber waren zwei der Länge nach ausgehöhlte Teile eines dicken Baumstammes, an deren gerade abgeschnittenen Enden sich lange Ketten befanden, die oben in einem Ring zusammenliefen, durch welchen eine Tragstange ge-

zogen werden konnte. In jedem dieser Tröge befanden sich über 70 kopfgrosse Hirsekuchen. Es war geradezu ausgeschlossen, dass selbst bei mehrtägigem Aufenthalt unsere 100 Mann starke Karawane mit solchen Vorräten fertig geworden wäre.

Nachdem wir uns etwas ausgeruht hatten, machten wir dem Lamido unsern Besuch. Wir waren erstaunt, als wir vor die Hofburg kamen. Diese zeigte sich als eine vielleicht 100 m im Quadrat lange und 8 m hohe Mauer aus Lehm, welche an ihrer Basis einen ganz gewaltigen Durchmesser besitzen muss. Die in



Hofburg in Rei Buba

das Innere führende Torburg, welche bei unserm Besuch gleichzeitig die Audienzhalle bildete, ist mit flachem Dach versehen, weit vorstehende Holzröhren dienen als Wasserspeier; der Eingang ist verhältnismässig schmal und deshalb leicht zu verteidigen. Im Innern führen dunkle kleine Gelasse von der Haupthalle abseits. Die in den Wänden befestigten eisernen Ringe lassen mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit einen Schluss auf die Bestimmung dieser Verliesse zu.

Am Ende dieser Halle sass auf einer Ruhematte der Lamido, der uns erwartete. Auf einem grossen Gebetsteppich breitete ich unsere Geschenke für ihn aus, die in Europa vielleicht

400 Mark gekostet haben, hier aber den zwei- bis dreifachen Wert besitzen. Der Lamido reichte uns die Hand und liess uns einige verbindliche Worte sagen. Die Audienz war nur sehr kurz, wie der Lamido überhaupt einen finsteren und schweigsamen Eindruck machte.

Nachmittags kamen die beiden Malams abwechselnd, um uns alle möglichen schönen Sachen abzubetteln, wobei sie die Unverschämtheit hatten, zu behaupten, der Lamido habe sie gesandt und wünsche die betreffenden Gegenstände zu erhalten. Dann brachte der Malam Danedjo den Vertrag, womit Leutnant Radtke und der Lamido seinerzeit Frieden geschlossen hatten. Hiernach sollte der Lamido jedes Jahr im März 500 Lasten Durrah, zehn milchende Kühe, drei grosse Elfenbeinzähne und ein gutes Pferd an die Station Garua liefern. Als nun anfangs dieses Jahres Oberstleutnant Pawel hier durchkam, nahm ihn, wie er als Zusatz im Friedens-Kontrakte mit Bleistift bemerkte, der Lamido so vorzüglich auf, dass er sich veranlasst sah, die meisten im Friedenskontrakte festgelegten Abgaben zu streichen, nämlich 300 Lasten Durrah, die sämtlichen Kühe, sowie die Elfenbeinzähne. Allerdings meinte später der Stationsleiter von Garua, dem ich die Sache erzählte, dass er von dieser Einmischung des Schutztruppen-Kommandanten in die Zivilverwaltung des Landes sehr wenig Notiz zu nehmen gedächte.

Am nächsten Tage machte ich einige photographische Aufnahmen in Rei-Buba. Die Stadt liegt nicht sehr günstig, besonders scheint das Wasser ganz zu stagnieren und hat einen fauligen Geschmack; vier Fünftel der Gegend sind sumpfig, und fast sieht es so aus, als ob man mit Rücksicht auf die leichtere Verteidigung die Stadt gerade hier zwischen all den Sümpfen angelegt habe. Die Mauer besitzt sechs Tore, die ziemlich gleich ausgeführt sind. Ausserhalb der Mauer führt um die ganze Stadt ein 4 Meter breiter, an manchen Stellen recht tiefer Graben.

Ich verblieb in Rei-Buba drei Tage und erstand während dieser Zeit von dem Lamido gegen reichliche Bezahlung zwei leidlich gute Pferde, damit wir wenigstens auf der Fortsetzung unserer Reise etwas besser beritten waren. Bei der Abschieds-Audienz sahen wir uns auch den inneren Hof der Burg an. Dieser ist recht klein, und nur enge Türen führen in die umliegenden Gebäude. Der Lamido schien sich über unsern Dank für die gute Aufnahme sehr zu freuen.

Am nächsten Morgen waren wir um 6 Uhr reisefertig und zogen vor die Hofburg. Der ganze davor liegende Platz war mit

Bewaffneten bedeckt. Alsbald öffnete sich das Tor der Burg, und heraus ritt mit grossem Gefolge der Lamido, um uns das Geleit zu geben. Aus allen Strassen der Stadt stiessen noch weiter Bewaffnete zu unserm Zuge, der schliesslich 4 500 Mann zählen mochte. Die Umgebung des Herrschers beschäftigte sich auf dem ganzen Wege damit, diesem fortwährend Schmeichelworte zuzurufen. Besonders leistete der Malam Schua darin das denkbar möglichste, wozu ihn seine kräftige Stimme hervorragend befähigte, und ich bin überzeugt, dass er auf Grund seiner höheren Bildung die interessantesten Prädikate für den Lamido zu Tage gefördert hat. Dabei blinzelte er mir fortwährend zu, und man sah es seinem vergnügten Gesicht nur zu deutlich an, wie er innerlich über diese ganze Komödie spottete. Die am meisten wiederkehrenden Worte waren: „Gangumeidama", was auf deutsch heissen soll: „O, wie gross ist Deine Stärke"; „Toiamassafa", zu deutsch: „Dein Vater hat viele Länder erobert"; „Hikomaibe", „Dein Vater war ein grosser König"; „Kurgulli", i. e. „Löwe" usw.

Der Weg war herzlich schlecht und führte entweder über stark sumpfiges Gelände oder durch Grasfelder, deren Halme weit über unsere Köpfe hinüberreichten. Durch dieses Gewirr arbeiteten wir uns nur mühsam hindurch, und als wir gegen 11 Uhr einen ziemlich freien Platz erreichten, wo bei einigen Gehöften sich auch gutes Wasser fand, machte ich Halt. Es war dies ein Sklavendorf von Buband'jidda, mit Namen Rumde Billa. In den umliegenden Feldern bemerkten wir besonders viel Perlhühner, von denen wir innerhalb einer halben Stunde zehn Stück schossen.

Am 4. Oktober war das Wetter weniger heiss; auch die Sümpfe hatten wir hinter uns gelassen, und nur in den verschiedenen kleinen Niederungen, welche wir durchschritten, wuchs hohes und dichtes Gras, das sich auf diesen selten begangenen Fusspfaden aber so verfilzt hatte, dass unsere Leute nur sehr schwer sich einen Weg hindurch bahnten. Wir hielten uns ständig auf dem Scheitel einer niedrigen Terrainwelle, von wo aus wir einen herrlichen Ausblick über die sich weit hinstreckende Ebene und die daraus aufsteigenden kleinen Bergzüge hatten. Das Ziel unseres Marsches war das Hossere Beimba, und während wir bisher meist über alte Flussschotter und Gneisrücken marschiert waren, bestand nunmehr das zu Tage tretende Gestein aus krystallinischem Schiefer. Wenn man dem Hossere Beimba näher kommt, unterbrechen kleine, aber reissende Gebirgsflüsschen, die in steil abfallenden, tief eingeschnittenen

Schluchten dahin rauschen, immer häufiger den Weg. Gegen 12 Uhr erreichten wir das 20 Meter breite Bett des Mao-Bijo. Derselbe hat jetzt eine Wassertiefe von durchschnittlich einem Meter. Kaum waren wir übergesetzt, als ein furchtbares Unwetter losbrach, das schon den ganzen Morgen drohend im Osten gehangen hatte, und im Laufschritt flüchteten unsere Träger nach einigen Hütten, welche von dem Vater des jetzigen Lamido als Unterkunftshäuser auf dieser dorfarmen Strecke erbaut sind. Da sie nur selten benutzt werden, befanden sie sich in höchst baufälligem Zustand; ihre Umzäunungen waren zum Teil schon umgefallen und die Dächer so undicht, dass bei dem in Strömen niederprasselnden Regen überall das Wasser durchdrang und kaum eine geschützte Ecke zu finden war. Immerhin hatte ich es hier noch besser, wie die beiden andern Herren, welche am Ende der Karawane ritten und deshalb ganz ungeschützt den Regenstrom über sich ergehen lassen mussten. Nach anderthalb Stunden langten sie endlich, bis auf die Haut durchnässt, an.

Im Laufe des Nachmittags hörte der Regen zwar auf, dagegen brach er in der Nacht mit neuer Gewalt wieder los, und bei der schon geschilderten schadhaften Beschaffenheit der Dächer wurden wir durch eine kalte Dusche geweckt und genossen überhaupt nur wenig Ruhe.

Am nächsten Tage erreichten wir das Dorf Vamgo-Beimba, welches von Heiden bewohnt ist, die sich Dyimeng nennen. Die Dyimeng sprechen die Lakka-Sprache. Dieser Ort war erst vor kurzer Zeit gegründet worden. Der Weg hatte uns an diesem Tage meist durch hohes Gras geführt, welches von dem heftigen Regen umgelegt und deshalb besonders schwierig zu durchschreiten war; ausserdem triefte es vor Nässe, so dass unsere Kleidung auch an diesem Tage nicht mehr trocken wurde. Nach ungefähr zweistündigem Marsch hatten wir den Mao-Libi überschritten, und zwar an derjenigen Stelle, wo er den Mao-Beimba aufnimmt. Das Flussbett war ungefähr 50 Meter breit und das Wasser reichte den Trägern bis unter die Arme. Das Hossere Beimba besteht aus drei zusammenhängenden Granitkegeln, wovon der mittelste eine Höhe von mindestens 130 Metern besitzt. An dasselbe schliesst sich das Hossere Lamba an, welches von ganz ähnlicher Beschaffenheit ist. Die Dyimeng sind geschickte Eisenarbeiter; in Vamgo Beimba, welches nur zehn Gehöfte zählt, befinden sich zwei Schmieden und fast in jeder Hütte sieht man die bekannten aus Häuten gefertigten Blasebälge. Wir erstanden dort mehrere Speere und andere Kleinigkeiten.

Am 8. Oktober erreichten wir den Ort Schabau, der auch wieder am Fusse eines gneisartigen Granitstockes angelegt ist. Auch an diesem Tage hatte der Himmel seine Schleusen geöffnet, und stundenlang goss ein bindfadenartiger kalter Regen auf uns hernieder, der die Wege bald in Bäche verwandelt hatte und in den winzigen Taleinsenkungen des welligen Geländes reissende Ströme entstehen liess, wo das Wasser den Pferden bis an den Bauch reichte. Manchmal war die Strömung derart reissend, dass man nur mit Hilfe der kleinen Bäume und Sträucher, welche das sonst verschlafen murmelnde Bächlein mit freund-



Die Karawane durchschreitet den Mao Libi

lichem Schatten umsäumen, sich hindurchzukämpfen vermochte, indem man vorsichtig von Baum zu Baum griff und an den durch den Anprall der Wasser erzitternden Stämmen sich anklammerte. Unterwegs bemerkten wir auch wieder Unterkunftshäuser, wo wir eine Nacht verblieben; weniger passte das unsern Leuten, die sich in der Hauptsache immer noch mit den Resten der fetten Tage in Rei-Buba behelfen mussten. Eine volle Stunde marschierten wir zwischen den Feldern von Schabau hindurch, bevor wir den Ort selbst erreichten. Da unsere Karawane in keiner Weise vorher angekündigt worden war, überraschten wir mehrfach einige der Einwohner bei der Feldarbeit. Sie mochten uns wohl für einen Sklavenraubzug Buband'jiddas halten, denn

sobald sie uns erblickten, rafften sie zu Tode erschrocken ihre wenigen Habseligkeiten zusammen und stürzten in höchster Eile nach dem schützenden Grasdickicht.

Die Fulbes nennen alle Heiden mit dem Sammelnamen Arna, und den heidnischen Dorf-Häuptling Arnado. Obschon ich dem Arnado von Schabau beim Einreiten ins Dorf einen Mann sandte, der ihn über unsere Absichten aufklären sollte, hatte er doch, als ich sein Gehöft aufsuchte, völlig den Kopf verloren und befand sich in solcher Aufregung, dass er kaum zu sprechen vermochte.



Aus Schabau

Im tiefen Hintergrunde sah ich noch die letzten Weiber in heller Flucht den Berg hinaneilen. Es dauerte geraume Zeit, bevor ich den alten Herrn beruhigt hatte. Nachdem aber unsere Lasten herangekommen waren, verscheuchte ich bei ihm auch den letzten Rest von Misstrauen, durch das Geschenk eines hübschen Stückes Baumwollzeug.

Gewöhnlich sind hierzulande je zwei Hütten durch eine Art Vorbau verbunden, der erfolgreich das Innere vor den profanen Blicken der Welt verbirgt. Die Dächer sind meist mit Kürbissen berankt. Das Dorf ist recht sauber gehalten und macht mit seinen grünen Gehöften einen malerischen Eindruck. Den Ort schätze ich auf ungefähr 400 Einwohner. Man hat von demselben aus

eine weite Aussicht auf die tiefer liegende Ebene, die auf der Südseite des Gebirges sich ausbreitet und in weiter Ferne auch wieder von Gebirgen begrenzt wird. Unsere passendste Marschrichtung hätte geradenwegs in diese Ebene hineingeführt, doch behaupteten die Eingeborenen, dass es keinen Weg dorthin gäbe und dass die Ebene überhaupt unbewohnt sei.

In Schabau beschränkt sich die Kleidung der Männer auf eine gut gegerbte kleine Tierhaut, während die Frauen sich sogar mit einem schmalen Zeugstreifen oder Grasbüschel begnügen. Es sind durchweg hohe wohlgewachsene Gestalten, die besonders dadurch angenehm auffallen, dass sie ihren Körper weder durch Tätowierungen noch durch fetttriefende phantastische Frisuren verunstalten.

Wir verbrachten den 9. und 10. Oktober am Platze, da Herr Edlinger einen Anfall von Fieber hatte. Weil nun alle Welt fest behauptete, von hier aus führe weder nach Westen noch nach Süden ein Weg, machte ich mich selbst auf die Suche und entdeckte jenseits der Felder einen anscheinend häufiger begangenen Pfad in rein südlicher Richtung. Man hatte mir denselben zu verheimlichen gesucht, da einesteils unsere Leute vor den in dieser Richtung wohnenden Heidenstämmen Furcht hatten und ausserdem der Lamido von Buband'jidda, wie sich jetzt herausstellte, unsern Führern den Auftrag gegeben hatte, uns auf keinen Fall nach N'gaumdere ziehen zu lassen, sondern nach Rei-Buba zurückzubringen. Als es sich unter unsern Leuten herumgesprochen hatte, dass wir doch unsern Marsch in die Heidenländer fortsetzen würden, sandten sie eine Deputation ab, dass sie unter keinen Umständen sich dazu verstehen wollten, zu den höchst gefährlichen Heiden mitzugehen. Selbstredend liess ich mich weder von dieser noch von einer zweiten Deputation in irgend einer Weise beeinflussen.

In der Nähe der Stadt Schabau befindet sich auch eine Orakelstätte, welche in einem malerischen Seitental am Ufer eines kleinen Baches gelegen ist und den weisen Männern des Stammes jedes Jahr im Monat Dezember als Beratungsort dient. Sie sitzen dann auf Steinen, die in regelmässigen Abständen voneinander aufgestellt sind, und trinken sehr viel Durrahbier und essen dazu Ziegenbraten. Inmitten des länglichen Beratungsplatzes liegt ein einzelner, besonders grosser Stein, und dem dummen Volke gegenüber wird von den alten Schlauköpfen behauptet, dass dieser Felsblock auch an den Beratungen teilnehme und dass er seine Ansichten durch Zeichnungen in dem davorliegenden Sande offenbare. In-

folgedessen erhalten die Beschlüsse dieser Versammlung das Gepräge einer höheren Inspiration und geniessen grosse Autorität.

Abends sassen wir mit dem Arnado und seinen Würdenträgern zusammen und legten ein kleines Vokabularium der Sprache an. Aber diese Sitzung nahm ein plötzliches Ende, nämlich, als der Arnado sich in geradezu furchtbarer Weise hinterrücks äusserte, was uns in schallendes Gelächter ausbrechen liess. Der alte Herr nahm aber unsere Heiterkeit sehr übel, stand tief entrüstet auf und „verduftete" in des Wortes zwiefacher Bedeutung.

Ein achtstündiger Marsch führte uns in südöstlicher Richtung an den Fuss der M'Bumberge, die als mächtige Kette vor uns lagen und durch eine 60 m hohe Passeinsenkung überschritten werden sollten. In der Nähe dieses Passes sagte man uns, wäre das erste Dorf der bösen Heiden. Da es schon später Nachmittag geworden war, blieben wir die Nacht über in einem Talkessel am Fusse des Passes liegen. Auffallend war die grosse Menge Tau, welcher in dieser Nacht fiel, wie denn überhaupt der Tau in der ganzen seit Garua durchreisten Landschaft für die Vegetation von grosser Bedeutung ist und in jeder Nacht fast ebenso viel Feuchtigkeit spendet, wie ein leichter Regenguss.

Ausserordentlich steil und mühsam führte der Weg durch Granitgeröll nach der Passhöhe, deren Ueberschreitung eine volle Stunde in Anspruch nahm. Jenseits öffnete sich das Gebirge wiederum zu einem grossen Talkessel, den es in weitem Bogen umschliesst. Den Horizont begrenzen noch höhere Züge als die diesseitigen, und im Innern des Kessels laufen niedrige Erhöhungen kreuz und quer nach allen Richtungen. Mit einiger Neugier, welcher Empfang uns wohl zu teil werden würde, näherte ich mich dem am Fusse des Berges gelegenen Dorf, aber keine Menschenseele befand sich mehr in den Hütten, alle hatten sich in die umliegenden Berge geflüchtet. Oben in hohem Gestrüpp bemerkten wir endlich einen Mann. Wir riefen ihm zu, und nach längerem Parlamentieren kam er heran. Er seinerseits veranlasste denn auch den Arnado des Dorfes, sich einzustellen, damit aber waren unsere diplomatischen Erfolge zu Ende, denn alle übrigen Einwohner zogen den sicheren Schutz des Versteckes der zweifelhaften Gesellschaft der Weissen vor. Der Weg führte dann weiter am Fusse der Bergkette entlang und vermied offenbar die tiefe Ebene, die in der Regenzeit wohl ziemlich sumpfig sein wird. Ueberall fielen uns die verhältnismässig sehr bedeutenden Kulturen

auf, welche an den Fleiss der Dorfbewohner ganz hervorragende Anforderungen stellen müssen.

Gegen 2 Uhr nachmittags erreichten wir das Dorf Tawul, welches auch von seinen Bewohnern völlig geräumt war. Nur drei Männer hatten den Mut gefunden, uns zu erwarten, wovon zwei aber auch sehr bald verschwanden.

Da unsere Karawane während des ganzen Weges von bewaffneten Heiden beobachtet worden war, die uns im Gebüsche



M'Bum - Heide

nachschlichen, hielt ich während der Nacht Vorsichtsmassregeln für angebracht, zumal, da die Einwohner von Schabau uns auch sehr vor diesen Heiden gewarnt hatten. Ich liess deshalb das Gepäck um die Zelte herum aufschichten und bestimmte, dass immer einer von uns während der Nacht Wache halten sollte; allerdings verlief dieselbe alsdann doch ohne jede Störung.

Die nächste Nacht verbrachten wir in dem Dorfe Koloi, welches ziemlich verdeckt in einer flachen Hochtalmulde sich ausbreitet Auch hier stellen bedeutende Kulturen der Bevölkerung das beste Zeugnis aus. Wir machten die Beobachtung, dass wir uns auf der Rückzugsstrasse des Buband'jidda-Heeres befanden,

welches kürzlich den Ausflug nach Lakka gemacht hatte. Dicht hinter unserm Lagerplatz sahen wir die verlassenen Grashütten der Buband'jiddaner; es waren annähernd 150, was einer Kriegerzahl von vielleicht 1000 Mann entsprechen würde.

Von Koloi aus war das nächste Dorf Bakana, jedoch brauchten wir drei Tagemärsche, um dasselbe zu erreichen. Der Weg führte bergauf, bergab durch eine vollständig menschenleere Landschaft, die mit niedrigem Buschwald bestanden war. Schon in den letzten Dörfern liess die Verpflegung viel zu wünschen übrig, so dass an diesen drei Tagen unsere Leute tatsächlich gehungert haben. Am dritten Tage mussten wir mit Rücksicht auf ihren ziemlich angegriffenen Zustand sehr langsam marschieren, und die allgemeine Freude war gross, als wir die Kulturen von Bakana vor uns sahen. Ich schätze diesen Platz auf ca. 200 Einwohner. Sie waren aber bei unserm Herannahen natürlich wieder weggelaufen. Da die Hütten zwischen den Feldern zerstreut lagen, fehlte die Möglichkeit, unsere Leute genau zu beaufsichtigen, welche nichts eiligeres zu tun hatten, als ihre Lasten niederzulegen und in den Hütten zu verschwinden, in erster Linie auf der Suche nach Nahrungsmitteln. Sie waren dabei ziemlich erfolgreich, die einen hatten Hühner, andere wohl ein Schaf oder eine Ziege entdeckt; besonders auch viel Korn fand sich vor, und bald loderten allenthalben lustige Feuer, an denen Töpfe mit den leckersten Gerichten schmorten. Im Laufe des Nachmittags fanden einige meiner Leute den Arnado, welcher sich im Gebüsch in der Nähe des Wasserplatzes versteckt gehalten hatte, und brachten ihn herbei. Der arme alte Herr war zu Tode erschrocken und glaubte sicher, dass es ihm nun an den Kragen gehen würde. Er beruhigte sich erst, als ich ihm einige recht hübsche Geschenke machte, und nahm schliesslich ganz vergnügt neben uns Platz. Später kamen dann auch noch einige andere, besonders mutige Dorfbewohner herbei, denen ich den Wert der von unsern Leuten genommenen Nahrungsmittel ersetzte. Ihre Kleidung bestand nur aus einem gut gegerbten kleinen Ziegenfell, welches mit dem Kopfende über dem Gesäss befestigt war und dessen Schwanz zwischen den Beinen durchgezogen wurde; beim Gehen hielten sie dieses Kleidungsstück mit der Hand vorne fest. Mit Rücksicht auf unsere Leute, die eine Erholung sehr notwendig brauchten und sich hier ordentlich satt essen konnten, blieben wir noch zwei fernere Tage in Bakana.

Zwei weitere Marschtage brachten uns nach dem Orte Ssora, welcher am Mao-Binna, einem Quellfluss des Logone, liegt. Das





Anatomisches Kuriosum

(Ein M'Bum-Heide)

Gebirge von Tawul scheint demnach die Wasserscheide zwischen Benue und Logone zu bilden. Der Mao-Binna stellte sich uns als ein 40 m breites, ziemlich tiefes und sehr reissendes Gewässer dar. Die Männer, welche diesmal im Dorfe verblieben waren, gingen gänzlich unbewaffnet. Sie gehören zu dem M'Bum-Stamm und zeichnen sich durch eine besonders auffallende Kopfbedeckung aus Strohgeflecht aus. Wir bemerkten darunter verschiedene Formen, am verbreitetsten war jene, welche aus einem breitrandigen Hut besteht, welcher in der Mitte eine winzige Kuppe hat. Mit Hilfe von hölzernen und eisernen Hutnadeln wird diese meist sehr kunstvoll aus feinem Stroh geflochtene Kopfbedeckung auf dem Haupte festgehalten. Die M'Bums sind ein typischer Negerstamm mit runder Kopfform, breiten, plumpen Nasen, sehr dicken Lippen, merkwürdig gerade geschnittenen, manchmal fast geschlitzt zu nennenden Augen und ziemlich stumpfsinnigem Gesichtsausdruck. Das Haar ist zu kleinen Zöpfchen vereinigt, die sich in konzentrischen Kreisen um die Ohren herumlegen. Manchmal ist diese Form auch durch einen Querscheitel unterbrochen, der sich von Ohr zu Ohr zieht. Die Gesichter zeigen Pünktchen-Tätowierungen, die sich in verschiedenen Zeichnungen, von der Nase ausgehend, über Stirn und Wangen erstrecken. Uebrigens haben auch sehr viele Leute sich der Tätowierung gänzlich enthalten. Bei vielen bemerkte ich eine 30 cm breite, gürtelförmige Tätowierung um die Lenden, wo sich die Pünktchen zu Zickzacklinien gruppierten. Auf dem Markte des Dorfes waren zwei besondere Sitze für den Arnado und seinen Stellvertreter hergerichtet. Sie erhoben sich ungefähr einen halben Meter über den Boden, waren von runder Form und hatten wohl einen Meter im Durchmesser. Ein verzierter Pfosten diente auf der einen Seite als Rückenlehne. Ein derartig primitiver Thron ist mir bei keinem andern Stamme wieder begegnet.

Nachmittags setzte ein starker Tornado ein, und als das Gewitter vorüber war, nahm ich die Büchse zur Hand, da man mir sagte, dass sich in der Umgegend viel Antilopen aufhalten sollten. Bald kamen mir auch vier grosse Tiere zu Gesicht, von denen ich eine graue Kuh-Antilope erlegte. Sarau liegt auf einem Felsrücken, der von drei Seiten vom Mao-Binna umschlossen ist. Von der Höhe desselben geniesst man eine hübsche Aussicht auf mehrere ca. 400 m hohe Gebirgszüge und den sehr gewundenen und mit Binsen bewachsenen Lauf des Flusses.

Der nächste Weg führte uns nach Lau, einem zwar nur kleinen Platz, an dem wir aber Halt machten, weil man berichtete,

dass sich in der Nähe sehr viele Flusspferde aufhielten. Sie sollten sich besonders zahlreich in einem Teiche befinden, der auf der andern Seite des Mao-Binna, ungefähr eine Marschstunde von der Stadt entfernt, lag. Der Weg dahin war mühsam und sumpfig, wurde aber reich belohnt, denn in dem Wasser des Teiches tummelte sich eine Herde von vielleicht 40 Flusspferden, die alle paar Minuten schnaubend und pustend auftauchten, einen Augenblick neugierig über die Wasserfläche spähten und dann wieder versanken.

Das Flusspferd ist im Wasser nur dann tödlich zu treffen, wenn man ihm die Kugel genau in das Gehirn jagt, was aber nicht ganz leicht ist, da dieses kaum die Grösse eines Kinderkopfes hat; die Tiere müssen während der kurzen Zeit, wo sich die Stirn über Wasser befindet, meist aus einer Entfernung von ungefähr 150 m getroffen werden. Ich freute mich daher sehr, als ich am andern Morgen zwei derselben verendet am Ufer fand. Es entwickelte sich alsbald eine richtige Fleischorgie, indem die Leute des Dorfes zusammen mit unsern Trägern mit ihren Messern über die beiden Tiere herfielen, um sie zu zerlegen. Das eine war ein besonders starkes Männchen, das andere leider ein Weibchen mit fast ausgetragenem Jungen. Unser Koch stellte für uns alsbald eine vorzügliche Suppe her; auch das abgekochte Fleisch war sehr zart und von grossem Wohlgeschmack.

Als die Tiere aus dem Wasser ans Land gerollt wurden, spielte sich übrigens ein recht komisches Intermezzo ab. Ihr Leib war während der Nacht von den Gasen natürlich stark aufgedunsen, und als sie nun auf festes Erdreich zu liegen kamen, begann die Luft aus dem Körper zu entweichen, und zwar auf dem gewöhnlichen Wege durch die Nasenlöcher. Dies verursachte aber genau dasselbe Geräusch, welches das lebendige Flusspferd zu machen pflegt, wenn es schnaubend und pustend an die Oberfläche kommt. Die Wirkung war überwältigend. Entsetzt sprangen die Leute zurück; einzelne hatten sich zur Flucht gewandt, andere zappelten mit allen Vieren im Wasser, und auch die Mutigsten blickten misstrauisch nach dem grossen Maul des Tieres, bis sie dann der Geruch der ausströmenden Gase von dem zweifellos eingetretenen Tode des Ungeheuers überzeugte.

Nach drei weiteren sehr anstrengenden Marschtagen durch die gebirgige Landschaft erreichten wir das Dorf Fumbang, welches wie eine Festung auf einem etwas vorspringenden Felsen genau im Viereck angelegt ist; in der Niederung des Tales ziehen sich die dazu gehörigen Kulturen hin. Die Bewohner

machen einen sehr guten Eindruck. Wir bemerkten hier mehrere recht geschickt angelegte Malz-Dörr-Oefen, wie denn überhaupt die Bierbrauerei der M'Bum einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hat. Die Leute schlossen mit unsern Trägern sehr bald Freundschaft und sassen mit ihnen den ganzen Nachmittag beim Bierkrug, so dass abends eine allgemeine Bekneiptheit herrschte.

Wir lagerten hier dicht am Fusse einer Granitspitze, welche uns schon seit mehreren Tagen aufgefallen war und augenscheinlich den Mittelpunkt dieses ganzen Gebirgssystems bildet. Bei einer Besteigung erwies sie sich als 1330 m hoch und wurde von



Die Sachse-Spitze

uns zu Ehren Sr. Exzellenz des zweiten Vorsitzenden des Tsadsee-Komitees, des Wirkl. Geh. Rat Sachse, „Sachse-Spitze" getauft.

Während der nächsten Tage führte uns der Weg fortwährend über Gebirgspässe und durch lang gestreckte Täler, die ziemlich stark bevölkert und meist gut angebaut waren. In dem Dorfe Billangabum gelang es mir, von dem Arnado zwei messingne Hutnadeln zu erstehen, die sehr hübsch gearbeitet waren. Er trug davon im ganzen fünf in seinem Strohhut und konnte sich nur schwer von den beiden trennen, da sie sehr alte Familienstücke waren und sich von einem Arnado auf den andern vererbt hatten. Die Wohlhabenheit der Leute drückte sich auch durch die sorgfältige Bauart der Häuser aus, die äusserst reinlich gehalten wurden und gut geglättete Fussböden besassen. Die Wände waren

im Gegensatz zu den früheren Heidenhütten hier meist aus Lehm aufgeführt. Auffallend war ein aus Stangen gebildeter triumphbogenartiger Bau, welcher, mitten im Busch stehend, offenbar dazu dient, die Feldmark zwischen je zwei Dörfern abzugrenzen. Die meisten Wege waren 2 m breit angelegt und sauber von Unkraut gereinigt.

Wir brachen am 29. Oktober wieder auf und lenkten in ein neues, sehr schluchtenreiches Gebirge ein, welches von Durru-Stämmen bewohnt ist. Die Häuser der Durru sind sehr niedrig und lange nicht so sorgfältig gebaut, wie jene der M'bum. Die männliche Bevölkerung trug statt des Ziegenfelles jene merk-



Granitkopf bei Woggedyum

würdigen Penis-Futterale, deren Spitze meist eine lange Quaste verzierte, welche oben durch den Lendengurt gezogen wurde.

Von grösseren Wasserläufen überschritten wir nur den Mao-Marol, der seine klaren Gewässer zwischen mächtigen Granitblöcken in rauschenden Wellen zu Tal sendet.

Wir übernachteten in dem grossen Dorfe Woggedyum, welches ungefähr 970 m über dem Meere liegt. Es wehte hier oben eine angenehme frische Brise, und man genoss nach allen Seiten hin die schönste Aussicht. Auch dieses Gebirgssystem besteht meist aus Granit, doch bemerkten wir auch vereinzelte Quarzgänge und streckenweise viel Porphyr.

Am 30. Oktober passierten wir das Beem-Tal. Durch dasselbe fliesst ein Bach, der volle 150 m hoch in schäumenden

Kaskaden von den Bergen herabstürzt. Das Dorf Woggena, wo wir an diesem Tage unser Zelt aufschlugen, liegt 910 m über dem Meere. Die Bevölkerung der ganzen Landschaft zeigte sich andauernd recht freundlich; die Bewohner der berührten Dörfer begleiteten uns überall grössere Strecken Weges und halfen unsern Leuten beim Tragen der Lasten, so dass sich durch diesen Zuwachs unsere Karawane bedeutend vergrösserte. Wir bemerkten übrigens vielfach Fälle von Lepra; besonders litt der Arnado



Aus Roll

von Beem sehr stark daran, ihm waren von den Händen nur die fingerlosen Stümpfe übrig geblieben.

Am 1. November lagerten wir in dem Dorfe Roll, welches 40 m über der Talsohle und 920 m über dem Meere liegt. Der Weg war an diesem Tage ganz besonders beschwerlich und führte fortdauernd bergauf und bergab über Granitgeröll, so dass unsere Pferde, die von den Anstrengungen der letzten Tage völlig erschöpft waren, nicht geritten werden konnten. Unterwegs kamen wir durch das Dorf Gerang, dessen Arnado uns nach Roll begleitete. Bei der Begrüssung der beiden Arnados beobachtete

ich zum ersten Male in Afrika die Sitte des Kusses. Sie setzten sich nämlich zuerst auf den Erdboden einander gegenüber, berührten dann gleichzeitig durch tiefe Verbeugungen mit der Stirn den Boden, was überhaupt von Schabau ab die landesübliche Art des Grusses ist, rückten dann näher und gaben sich einen herzhaften Schmatz auf den Mund. Später ist mir diese Sitte nirgends wieder aufgefallen. Diese Dörfer sind übrigens wieder von M'Bum-Leuten bewohnt, so dass die Durrus nur eine eingesprengte Enklave zu bewohnen scheinen.

Die Träger konnten sich an diesem Tage kaum noch weiter schleppen; einer derselben fiel, als er abends seine Last niedergesetzt hatte, besinnungslos hin, und notgedrungen bestimmte ich deshalb den 2. November zum Rasttag.

Am 3. November lagerten wir in dem Orte Dyug, 930 m hoch. Es ist dies der letzte Platz, der noch zu Buband'jidda gehört; jenseits desselben beginnt das Gebiet von N'gaumdere. Die Spitzen des Hossere N'gaumdere lagen in südwestlicher Richtung, ungefähr 40 km entfernt, vor uns aufgerollt. Es sind dies die höchsten Erhebungen in der ganzen Gegend, indem sie noch bedeutend über das gleichnamige Plateau hervorragen, so das sie wohl eine Höhe von annähernd 1500 m über dem Meere erreichen.

In dem Dorfe Dyug waren fast alle Gehöfte leer und sehr viele davon schon völlig zerfallen. Unter dem vorigen Lamido von Buband'jidda wurden nämlich die Einwohner durch hohe Abgaben sehr gedrückt; als ihnen diese schliesslich zu viel wurden, sie vielleicht auch die Ansprüche von Rei-Buba gar nicht mehr befriedigen konnten, schickte alsbald der Lamido zur Strafe seine Leute ins Dorf, die eine Anzahl der Männer, darunter den Arnado, erschlugen und die Mehrzahl der Weiber wegschleppten. Was sich retten konnte, flüchtete in das Gebiet von N'gaumdere, wo sie eine neue Ortschaft gegründet haben sollen. Als nun der jetzige Lamido zur Regierung kam, suchte er den Platz wieder zu bevölkern, sandte neue Ansiedler dorthin und forderte auch die früheren Einwohner auf, zurückzukehren; ausserdem befreite er das Dorf für die nächsten Jahre von sämtlichen Abgaben. Bei unserm Durchmarsch waren ungefähr 10 Leute der ganze bisher erreichte Erfolg; man sieht auch hier: Zerstören ist leichter als Aufbauen! — Zum ersten Male in den letzten Wochen liefen die fünf Weiber, deren sich der Ort rühmt, nicht davon, resp. sie kehrten, nachdem der erste Schrecken überwunden war, wieder aus den Feldern zurück.

Das Gestein besteht hier vorwiegend aus Gneis und Glimmerschiefer. In der Umgegend halten sich zahlreiche Leoparden auf; ebenso sollen viele Elefanten hier vorkommen. Der Weg war wieder sehr anstrengend und führte einmal über einen Pass, der sich mehr als 500 m über die Talsohle erhob. Obschon die Einwohner der in den letzten Tagen berührten Dörfer wieder zu dem M'Bum-Stamm gehörten, trugen sie doch das Penis-Futteral der Durru und ausserdem auf der Schattenseite das gegerbte Ziegenfell, wie wir dies schon früher bei ihren Landsleuten bemerkt haben. Es fielen uns besonders die ausgedehnten Baumwollfelder auf; der Ertrag derselben war jedenfalls mehr für den Markt als den eigenen Gebrauch bestimmt.

Seitdem wir in diesem Hochgebirge waren, begegneten wir überall in der Nähe der Dörfer sehr grossen Sesam-Pflanzungen, welche Oelfrucht anscheinend in den Niederungen nicht mehr gut fortkommt und deshalb dort fehlt.

Der nächste Weg führte durch eine gänzlich öde Wildnis, das Grenzgebiet. Wir lagerten bei der Uebergangsstelle über den Mao-Manducku, in dessen Bett uns mächtige Granitstücke auffielen, und zwar solche von drei verschiedenen Farben: einmal graublau, dann sehr hellrosa und endlich ein bräunlichroter Granit. Sehr schön war besonders das rosafarbene Gestein. Unser Lagerplatz war landschaftlich ganz hervorragend gelegen am Rande des klaren schäumenden Gebirgswassers, unter den hohen Bäumen des Waldes, mitten in einer Einöde, die auf weite Stunden im Umkreise keine Menschenseele belebte!

Am nächsten Tage führte der Weg andauernd bergauf. Anfangs bewegten wir uns in einem Tale, das sich dann nach oben verbreiterte und zuletzt in das Plateau von N'gaumdere überging. Von dieser Stelle ab ritten wir stundenlang durch ausserordentlich ausgedehnte Kulturen. Auch rechts und links erstreckten sie sich in unabsehbare Ferne. Als wir die Felder dann endlich hinter uns gelassen hatten, lag die eigentliche weite Hochebene vor uns. Sie ist leicht hügelig gewellt, und beim Näherkommen bemerkt man, dass die dazwischen liegenden Tälchen vom Wasser zu tief eingerissenen Spalten ausgewaschen sind, in denen jetzt braunschlammige Pfützen standen, die einen spärlichen Baumwuchs haben erstehen lassen, dann aber auch den überall zahlreich grasenden Rinderherden als notwendige Tränkplätze dienen. Zu Hunderten werden diese prachtvollen Tiere, meist Buckelochsen von hervorragender Grösse, häufig sehr bunter Färbung und mit imposantem, breitgeschweiftem

Hörnerschmuck, in grossen Herden auf der ganzen Ebene umher von Weideplatz zu Weideplatz getrieben. Die Oberaufsicht über die sämtlichen Herden des Lamido hat ein Yauro, der in dem Landstädtchen Gangasso wohnt und sich uns als ein sehr heller Fulbe mit kräftigem Backen- und Schnurrbart vorstellte. Die Gebirgskette, welche uns gestern noch als Hossere N'gaumdere bezeichnet wurde, wird hier von den Fulbes Hossere N'gaum'bum genannt.



Frauen aus N'gaumdere

Hier bei den Fulbes war jede Sorge wegen der Verpflegung zu Ende. Unsere Träger schwelgten wieder einmal in dem reichlich herbeigebrachten Essen und konnten sich nicht genug daran tun, den Ortsinsassen von den durchgemachten Strapazen, den schlechten Wegen und den verlebten Hungertagen zu erzählen.

Am 6. November nachmittags 5 Uhr erreichten wir die Stadt N'gaumdere. Stundenlang zieht sich der Weg über die schliesslich doch sehr einförmig wirkende Hochebene hin, die nur hin und

wieder von besagten Wasserläufen und zuletzt auch vom Mao-Binna selbst unterbrochen wird. Ueber diesen führt eine aus Lianen und Zweigen sehr kunstvoll geknüpfte Brücke, ein Material, das, da es hier auf weite Stunden Entfernung kein Stammholz gibt, dieses sehr gut vertritt. Allerdings hatte sich die Brücke in der Mitte recht bedenklich gekrümmt und war dem Wasserspiegel sehr nahe, immerhin hielt sie aber unsere Karawane aus, indem wir die Vorsicht beobachteten, die Leute nur einzeln darüber marschieren zu lassen. In sanften Steigungen führte der Weg über eine Erdwelle nach der andern. Immer glaubte man, hinter dem nächsten Rücken müsse N'gaumdere liegen, und auf der Höhe angelangt, erlebte man immer wieder dieselbe Enttäuschung, anstelle der Stadt ein weites Weidetal vor sich zu sehen. Endlich gegen 5 Uhr lag sie in einer weiten Talmulde vor uns. Unterwegs hatten verschiedene Gesandte des Lamido Grüsse gebracht, die jetzt nach der Stadt vorausritten, um unsere unmittelbar bevorstehende Ankunft zu melden. Im tiefsten Punkte des Tales zieht sich ein klares, ca. 1 m tiefes Flüsschen dahin, welches wir auf längerer Strecke durchreiten mussten. Auf dem Trockenen angelangt, sahen wir vor der Stadtmauer eine grosse Menschenmenge stehen, zu Fuss und zu Pferde, aus welcher sich alsbald der Zug des Lamido herauslöste, der uns mit seinem Gefolge entgegenkam. Zehn Schritte von uns entfernt sprang er von seinem Pferde, ich tat das gleiche, und wir schüttelten uns dann warm die Hände. Alsdann sassen wir wieder auf und ritten an der Spitze der Reiter der Stadt zu, wobei sich von rechts und links eine Menge Volk anschloss.

Es war schon ziemlich spät geworden, als uns der Lamido durch eine Reihe enger Strassen und Gassen nach unserm Quartier geführt hatte, und er empfahl sich bald darauf. Alsdann aber stellten sich die Damen des Hofes ein, welche mit Hilfe der Haussklaven über 40 Kalabassen Essen für unsere Leute, ferner Hühner, Eier, Milch und grosse Mengen von süssen Kartoffeln und Honig herbeibrachten; ausserdem sandte mir der Lamido einen Korb mit sieben Rinderbuckeln, welche als das beste Stück vom Ochsen gelten, was eine grosse Aufmerksamkeit bedeutete.

IV. KAPITEL.

Von N'gaumdere nach Garua zurück.

In aller Frühe des 7. November kam der Kaigamma des Lamido und brachte uns drei schwere Ochsen, wovon wir sofort einen schlachteten und das Fleisch an unsere Leute verteilten. Wir stellten dann die Geschenke für den Lamido zusammen und gingen zu Hofe. Der Lamido war ein sehr freundlicher älterer Herr; er erkundigte sich lebhaft nach allem möglichen und führte uns in seinem ganzen Palast umher.

Wenn man die bedeutende Umfassungsmauer, durch welche eine mächtige Torburg, ähnlich wie jene in Rei-Buba, ins Innere führt, überschritten hat, gelangt man abwechselnd durch kleine Höfe und mehrere imposante Hallen in die inneren Gemächer des Lamido. Hier in N'gaumdere sind diese Gebäude noch bewundernswerter als in Rei-Buba, indem die Deckenbalken der Zimmer aus kleinem Knüppelholz bestehen, das in Bündel zusammengeschnürt werden musste, da auf dem ganzen Plateau von N'gaumdere stärkeres Holz nicht vorkommt. Infolgedessen zeigen auch die Türen nicht die mächtigen Bohlen wie in Rei-Buba, dagegen ist alles luftiger und freundlicher gebaut und die Anlage der inneren Burg entschieden grossartiger. Das Schlafgemach des Lamido rühmt sich sogar einer Wölbung, wobei die einzelnen Bogen, acht auf jeder Seite, ihren Halt an einem mächtigen Mittelpfeiler finden. Der Lamido selbst schien auf dieses Glanzstück der Baukunst nicht wenig stolz zu sein und forderte uns auf, an einen heller erleuchteten Punkt zu treten, von wo aus wir die Konstruktion der Decke noch besser zu bewundern vermochten. Aber trotz dieses verfeinerten Geschmackes scheint man hier zu Lande für Fenster wenig Vorliebe zu besitzen, und selbst die grössten dieser nach afrikanischen

Begriffen ungemein weiten und hohen Hallen erscheinen uns Europäern als dumpfe und dunkle Löcher.

Der Lamido stellte uns auch seine drei Söhne vor, kräftige grosse Burschen, wovon namentlich der Aelteste und Thronfolger, der von seiner Würde ungemein durchdrungen zu sein schien, sehr ernsthaft dasass. Acht Monate später war er übrigens schon berufen, den Thron seiner Väter zu besteigen, indem der alte Lamido, anscheinend infolge von Gift, verschied, welches ihm einige Mächtige seiner nächsten Umgebung beigebracht haben



Markt in N'gaumdere

sollen. Schade um den Mann; mit alleiniger Ausnahme des Sultan Sakara von Gulfei ist er der einzige Kameruner gewesen, wenigstens unter jenen, welche ich während meines fünfjährigen Aufenthaltes kennen gelernt habe, der als einfacher Eingeborener ausgesprochenes persönliches Feingefühl und zweifellos gebildete, zurückhaltende Umgangsformen besass.

Als wir in unser Gehöft zurückgekehrt waren, fanden sich schon wieder zahlreiche Hofdamen ein, von denen jede Kalabassen mit Essen oder Hühner brachte. Die Frisur der N'gaumdere-Damenwelt ist schon von früheren Reisenden ausführlich beschrieben worden; auch auf uns wirkte sie in ihrem zackigen

Aufbau etwas verblüffend; ich bin übrigens der Ansicht, dass wir es hier schon mit Anklängen an die hahnenkammartigen Frisuren der Stämme des Buschlandes zu tun haben. Nachmittags empfingen wir den Gegenbesuch des Lamido, der in Begleitung seiner Söhne und mit einem grossen Gefolge in feierlichem Zuge nahte. Diesmal zeigte er mir seine geschwollenen Füsse und bat um Medizin, und als ich solche ihm bereitwillig in Form einer desinfizierenden Flüssigkeit gewährte, rückte er noch mit verschiedenen andern Leiden, besonders einem solchen galanter Natur, heraus, wie dies überhaupt in Afrika ein leider sehr stark verbreitetes Uebel ist, und freute sich sehr, als ich ihm auch hierin hilfreich beizustehen vermochte. Während des ganzen Aufenthaltes in N'gaumdere konnte sich der Lamido an Freundschaftsbeweisen nicht genug tun; alle paar Stunden sandte er irgend ein anderes Geschenk, entweder waren es frisch gefangene kleine Fischchen, oder es war ein Korb mit den fetten Höckern der Ochsen, oder eine Kalabasse mit vorzüglich zubereiteten, auch dem europäischen Gaumen wirklich zusagenden Honigkuchen und andere Dinge mehr. Ich habe mich später in andern Städten des Landes nach ähnlichen Kuchen erkundigt, konnte dieselben aber nirgendwo auch nur in annähernd gleicher Güte wieder erhalten. Ueberhaupt muss man sagen, dass nach den verschiedenen Proben, welche uns aus der königlichen Küche vor Augen kamen, der Hof in N'gaumdere zu leben versteht. Einen Wunsch des Lamido konnte ich ihm leider nicht erfüllen. Immer und immer wieder frug er mich nach Patronen, und er zeigte mir auch eine Mauser-Pistole, die er von einem deutschen Offizier erhalten haben wollte, wozu er aber nur einen Rahmen mit Exerzier-Patronen besass.

Während der drei Tage, die wir in N'gaumdere verblieben, benutzten wir die Gelegenheit, um uns etwas besser beritten zu machen und erstanden von dem Lamido drei Pferde, von denen sich besonders zwei als recht widerstandsfähig erwiesen und der eine Gaul sogar die ganze Bornu-Reise mitmachte. Wir lernten auf mehreren Spazierritten durch die Strassen und rings um die Wallmauer die Stadt kennen; die Umfassungsmauer wird aber jetzt nicht mehr in stand gehalten, nachdem bei der Erstürmung von N'gaumdere durch die Schutztruppe die Tore niedergelegt worden sind und deren Wiederaufbau verboten wurde. Ich schätzte die Stadt auf ca. 15000 Einwohner. Die Häuser sind alle im Fulbe-Stil, rund mit besonders hohen Dächern gebaut und durchgehends recht viel sorgfältiger, als man das

sonst sieht, gepflegt. Zu den Dächern ist eine besondere Grasart verwandt, welcher wir übrigens nur in der weiteren Umgebung von N'gaumdere begegnet sind; es ist ein sehr feines Gras und hat getrocknet einen hübschen Silberglanz, wodurch das Panorama der Stadt einen besonders freundlichen Eindruck macht.

Am letzten Nachmittag besuchte uns auch eine Dame, in der ich die erste dramatische Sängerin der Hofoper von N'gaumdere vermuten muss, ein furchtbar hässliches Weib mit entsetzlich grossem Maul, das von zerkauten Kolanüssen ziegelrot ge-



Bororo-Frauen in N'gaumdere (Marktscene)

färbt war. Sie stellte sich recht graziös in Position, hielt sich mit beiden Fäusten die Ohren zu, wahrscheinlich um selbst so wenig wie möglich von ihrem Gesang zu hören, und liess nun mit voller Lungenkraft eine Lob-Rhapsodie auf die Weissen vom Stapel, was wir mit einem Spiegel belohnten. Die ironische Anspielung auf ihre körperlichen Vorzüge, welche in unserm Geschenk lag, schien ihr aber keinen weiteren Eindruck zu machen, denn sie rüstete sich noch zu mehreren ähnlichen Produktionen und bettelte schliesslich, als wir von ihren Gesängen keine Notiz nahmen, um ein Stück Zeug. Dies erregte dann dermassen die

sittliche Entrüstung unserer Leute, dass sie die Sängerin mit höhnischen Zurufen überschütteten, worauf sie sich sehr erstaunt von dannen trollte. Aber an jenem Nachmittag war uns wenig Ruhe beschieden, denn bald darauf meldete sich die königliche Kapelle, welche mit Trommeln, Trompeten und den in Adamaua überall üblichen Marimbas konzertierte. Wenngleich die Musik weit davon entfernt war, eine Lust zu sein, so konnten wir doch hier wenigstens etwas Melodie unterscheiden. Uebrigens scheinen diese Marimbas in einer gewissen Einheitlichkeit abgestimmt zu sein, denn die Mitteltöne auf fast allen bisher gesehenen Instrumenten liegen in denselben Intervallen, nämlich h, d, e, g, a, h. Jedenfalls wäre diese Uebereinstimmung, die zweifellos feststeht, als ein recht merkwürdiger Zufall zu betrachten, und ich neige mehr zu der Ansicht, dass eine wohlberechnete Absicht zu Grunde liegt.

Am 11. November brachen wir von N'gaumdere auf. Wir rückten zuerst wieder vor die Hofburg, wo uns der Lamido mit grossem Gefolge begrüsste und sich alsdann an die Spitze unseres Zuges setzte; über eine halbe Stunde weit gab er uns noch das Geleite. Nach einer oberflächlichen Schätzung betrug der ganze Zug ungefähr 300 Reiter, von denen eine ganze Anzahl wirklich sehr gut beritten war. Als wir aus dem Stadttor heraustraten, wartete unser noch eine neue Ueberraschung: 19 ausgewachsene Rinder und 2 Kälber wurden uns zugetrieben, welche mir der Lamido mit freundlichem Lächeln als sein Abschiedsgeschenk bezeichnete. Ich habe mich später von Garua aus durch eine Sendung Sammet und Seide für diese reichen Geschenke revanchiert.

Von der Stadt N'gaumdere aus war der Mao-Binna weithin über die Hochebene in seinem Lauf zu verfolgen, da der dunkle Wasserwald sich von dem fahlen Gelbgrau der Hochebene lebhaft abhob. Später überschritten wir eine kleine Terrainwelle und hatten damit das Flussgebiet des Logone hinter uns gelassen. Von unserm Rindvieh waren die beiden Mütter der Kälber zu melken; allerdings ist dies ein ziemlich schwieriges Geschäft. Die Kälber müssen erst eingefangen und von der Herde getrennt werden, worauf die Mütter ihren Sprösslingen nachkommen. Es werden ihnen dann Stricke um die Beine geschlungen, die einige Leute festhalten, das Kalb wird herangeführt, und wenn nun die gute Kuh meint, ihr Sprössling labe sich an der süssen Milch, so wird letzterer meuchlings beiseite gedrückt und die Milch in die Kalabassen gemolken; es ist sehr wenig edel von den Fulbes, das

arme Tier in seinen heiligsten Gefühlen auf diese schmähliche Art zu hintergehen.

Wir schliefen diese Nacht in dem Dorfe Labare, welches noch auf dem Plateau von N'gaumdere liegt, und erst ein dreistündiger Marsch brachte uns am nächsten Tage an den Rand desselben. Unterwegs bemerkten wir das kleine Landstädtchen Ambucku. Der Abfall des Plateaus ist an der Stelle, welche wir alsdann erreichten, kein ganz plötzlicher, sondern vollzieht sich stufenweise. Später standen wir allerdings am Rande eines grossen Talkessels, der diese ganze Seite des Plateaus zu entwässern scheint. Von allen Seiten ergossen sich von der Höhe herab kleine Rinnsale in brausenden Wasserfällen in die Tiefe, wo sie sich zu einem breiten Bach vereinigten. Dies ist wohl der bedeutendste Quellarm des Benue. Das Gestein ist sehr reich an Glimmer, der überall in der Sonne blinkt, und auch Quarzgänge ziehen sich allenthalben durch das Gebirge. Nachdem wir das Plateau hinter uns gelassen hatten, begann auch sofort der lichte Buschwald, und in der Nähe der Wasserläufe bemerkten wir das dichte hellfarbige Laub schöner Bambusbestände. Ueberall haben sich in der halben Höhe der Berge Durrus angesiedelt, deren Dörfer von ausgedehnten Kulturen umgeben sind.

In Anbetracht der grossen Vorräte an Lebensmitteln, welche unsere Träger von N'gaumdere her besassen, schlugen wir in dem wildromantischen Benuequelltal unser Lager auf, wie wir überhaupt während der nächsten Nächte an irgend welchen Wasserplätzen mitten im Busch nächtigten, da die Eingeborenen-Ortschaften auf den Höhen der Berge zu weit von unserer Strasse entfernt lagen. Zur Verpflegung unserer Leute schlachteten wir dann später aus unserer Herde mehrere Ochsen. Hier zeigte es sich aber sehr bald, dass auch in diesen fleischreichen Gegenden eine ausschliessliche Fleischnahrung dem Neger wenig zusagt, denn bald erhob sich ob des Mangels an Korn grosses Gemurre unter unsern Leuten, was jedoch unsere Herzen wenig rührte. Uebrigens steht diese Strecke in recht üblem Ruf, denn die Durrus sollen mit Vorliebe einzeln durchziehende Händler überfallen, ausrauben und ermorden. Die Fulbes in N'gaumdere sind heutzutage nicht mehr allzu kriegerisch veranlagt und verstehen es nicht, die Eingeborenen in ihren Bergnestern für solche Freveltaten zu bestrafen.

Der 17. November brachte uns den ersten und auf unserer ganzen Reise überhaupt einzigen feindlichen Zusammenstoss mit den Eingeborenen. Nach ziemlich frühem Aufbruch näherten wir

uns in den späteren Stunden des Vormittags den ersten Ortschaften, die wieder dicht am Wege angelegt sind. Wenn man die letzten Ausläufer des N'gaumdere-Plateaus hinter sich gelassen hat, kommt man über das kleine Plateau von Korowal, nach welchem dann sofort die Ausläufer des Schari-Gebirgsstockes beginnen. Diese sind durchweg noch von unbotmässigen Heidenstämmen bewohnt, welche zu dem grossen Volksstamm der Durru gehören. Das Dorf, welches wir zuerst passierten, hiess Kobi,



Unsere Head-Leute

wir zogen ohne jede Belästigung hindurch. Dann ging es über eine kleine Anhöhe nach dem Dorfe Gamba, wo uns die Eingeborenen sogar Essen an den Weg brachten, selbst aber in respektvoller Entfernung blieben. Dann kamen gegen 1 Uhr die Gehöfte von Ssagdje in Sicht. Diese liegen am Abhange des Gebirges bis auf die halbe Höhe desselben zerstreut und vereinigen sich nur stellenweise zu grösseren Komplexen.

Bei unserer Annäherung bemerkte ich, dass sich die Eingeborenen zusammenrotteten, uns scharf beobachteten und sich Bemerkungen zuriefen. Da wir aber bisher überall ohne Schwierigkeiten

mit den Leuten zurecht gekommen waren, lag kein Grund zu der Annahme vor, dass es hier, in grösserer Nähe von Garua, anders sein würde. Beim Einreiten in den Ort fiel es mir nun aber auf, dass mehrere Leute, offenbar solche, die sich verspätet hatten, schwer bewaffnet aus den Häusern hervorstürzten und nach dem Versammlungsplatze des Dorfes hinliefen. Der Marktplatz, auf dem wir Halt machten, liegt in halber Höhe des Ortes, und zwar führt zu den höher gelegenen Gehöften eine enge Gasse. Ich war abgesessen und überwachte gerade das Absatteln meines Pferdes, als einige unserer Leute blutüberströmt herbeiliefen und mir zuriefen, sie seien von Durrus verwundet worden. Aus der beschriebenen Gasse kamen alsbald auch eine Menge Durrus hervorgestürzt, die offenbar Lust hatten, weiter auf meine Leute einzuhauen; ich sprang aber zwischen die beiden Parteien und, indem ich rechts und links jeden, der vorlaut war, mit der Reitpeitsche bearbeitete, gelang es mir, sie wieder auseinander zu treiben. Dies war jedoch nur ein teilweiser Erfolg, denn während ich auf der einen Seite des Marktes in solch drastischer Weise Frieden stiftete, ging auf der entgegengesetzten Ecke die Prügelei wieder stärker los, und zwar behielten die Durrus dabei die Oberhand, so dass unsere Leute das ganze Gepäck im Stiche liessen, aus dem Orte herausliefen und sich erst draussen wieder um Herrn von Waldow sammelten, der inzwischen mit den letzten Trägern der Karawane herangekommen war.

Ich nahm mir nun einen der Häuptlinge vor und bemühte mich, ihm klar zu machen, wie töricht es sei, Streit zu beginnen. Gleichzeitig winkte ich unsere Leute zurück, die dann auch mit Herrn von Waldow auf den Marktplatz zurückkamen. Mit Hilfe der Dolmetscher suchte ich die Verwundeten, die übrigens fürchterlich brüllten und Rache schnaubten, zu besänftigen und versprach, sobald Ruhe eingetreten sei, alle vorliegenden Streitfälle zu schlichten. Soviel war mir allerdings schon klar, dass wir weiter marschieren mussten und an diesem Orte kein Nachtlager beziehen durften. Vorläufig aber hiess es warten, bis Herr Edlinger, der, zwecks Aufnahme der Route, gewöhnlich mit einigen Leuten ziemlich weit zurückblieb, herangekommen war, dann erst konnten wir den Weitermarsch antreten.

Die Lage gestaltete sich aber andauernd unangenehmer. Immer von neuem suchten die Durrus, deren Gesamtzahl wohl 6—800 betragen haben wird, sich unter dem Schutz der Gehöfts-Umzäunungen heranzuschleichen, um dann plötzlich hervor-

zubrechen und mit irgend einem Gepäckstück das Weite zu suchen. Als wir dann eine Anzahl von Leuten durch die Gehöfte laufen sahen, die uns zu umzingeln und den Rückzug abzuschneiden suchten, hielt ich es für angebracht, die Ankunft des Herrn Edlinger ausserhalb des Ortes abzuwarten und gab daher Herrn von Waldow Auftrag, unsere Leute vor den Ort hinauszuführen, während ich selbst diesen Rückzug zu decken beabsichtigte. Inzwischen wurde das Geschrei und die Unverschämtheit der Durrus, die meine Ruhe und Zurückhaltung wohl für Furcht halten mochten, immer grösser, und die kleinen Handgemenge wurden immer zahlreicher und erbitterter; am Ausgang des Dorfes trat Herrn von Waldow eine grosse Anzahl Bewaffneter entgegen, die heftig demonstrierten und ihm den Durchgang dortselbst verweigerten. Bald flogen auch mehrere Pfeile durch die Luft und einer davon dicht an Herrn von Waldows Kopf vorbei in den Mattenzaun. Der betreffende Schütze hatte bereits einen zweiten Pfeil auf die Sehne des Bogens gelegt, als Waldows Pistole krachte und der vorwitzige junge Krieger zu Tode getroffen ins Gras sank.

Da der Weg auf dieser Seite des Dorfes sehr eng und stark von den Durrus besetzt war, glaubte Herr von Waldow nach dieser formellen Eröffnung ernsterer Feindseligkeiten denselben nicht weiter verfolgen zu sollen, sondern beorderte die Leute nach dem Marktplatz zurück. Hier war inzwischen der Tumult noch grösser geworden, und ich sah ein, dass es die höchste Zeit zum Handeln sei, wollten wir ohne weitere Verluste aus dieser Mausefalle wieder heraus. Ich gab diesmal Herrn von Waldow die Ordre, unsern Rückzug zu decken und marschierte selbst voran. Ich wählte den entgegengesetzten Ausgang des Dorfes und fand diesen glücklicherweise noch nicht versperrt, so dass ich unsere Leute ins Freie brachte, wenngleich ein Teil unseres Gepäcks und unserer Pferde durch die Kopflosigkeit unserer Träger, von denen übrigens mehrere schon vorgezogen hatten, auf eigene Faust im schützenden Dickicht der Durrah-Felder zu verschwinden, in den Händen der Durrus zurückblieb. Der Platz, auf den ich meine Leute führte, war ca. 100 Meter im Quadrat und lag am Fuss des Berges mitten zwischen Durrah-Feldern. An nur einer Seite hatten wir freies Schussfeld für unsere drei Gewehre (die dreissig Hinterlader zur Trägerbewaffnung waren leider auf Anraten des Herrn Oberleutnant Dominik in Garua zurückgelassen worden). Als wir hier Leute und Gepäcklasten nachzählten, stellte sich nunmehr das Fehlen einer Anzahl derselben heraus, und als

ich versuchte zurückzugehen, um dieselben mir wieder zu holen, fing man an mit Pfeilen zu schiessen, so dass ich von diesem Unterfangen abstand.

Die Lage war zweifellos kritisch, da sich im Rücken und auf der Seite in den Durrah-Feldern die Durrus bis auf wenige Meter an unsere Stellung heranzuschleichen vermochten, so dass bei einem energischen Angriff ein Hereinbrechen derselben gar nicht zu verhindern gewesen wäre. Ich verlegte mich daher aufs Parlamentieren, indem ich den Durrus mit der Strafe drohte, welche sie von der Station Garua zu gewärtigen haben würden. Inzwischen kam auch endlich Herr Edlinger heran und zu den Durrus stiess als Verstärkung eine Anzahl Leute aus einem benachbarten Dorfe, die schon mehr von den Weissen gesehen hatten und nun anfingen, ihre Landsleute auf die verhängnisvollen Folgen aufmerksam zu machen, welche jede Beleidigung der Weissen nach sich ziehen würde. Als ich nun auch noch das Versprechen gab, dass wir nach Auslieferung unseres zurückgebliebenen Eigentums ruhig unsere Strasse weiter ziehen würden, trug die Partei der Friedfertigen den Sieg davon und, wenn auch zögernd, brachte man nach und nach die einzelnen Lasten auf einen Punkt, der in der Mitte zwischen unserer beiderseitigen Stellung gelegen war und von wo ich dieselben dann durch unsere Leute abholen liess. Wir setzten unsern Weg fort und bezogen erst das Lager, als wir das Dorf Ssagdje gänzlich aus den Augen verloren hatten.

Es bleibt dem Ermessen des geneigten Lesers überlassen, ob er meine Art, diesen Zwischenfall beizulegen, als eine Schwäche verurteilen oder als politischen Erfolg mir anrechnen will, jedenfalls war mein Verfahren in unserer besonderen Lage schon aus dem Grunde das einzig richtige, weil selbst ein siegreiches Gefecht mit der Auflösung meiner Expedition enden musste, indem die Station Garua mir in diesem Falle voraussichtlich nicht gestattet haben würde, meine Reisen im Lande fortzusetzen.

Am nächsten Tage kamen wir an den Ort Waptji, dessen Gehöfte weit hin an den Abhängen der Berge einzeln zerstreut liegen. Die Strasse führt in ziemlicher Entfernung daran vorüber und wir bemerkten deshalb auch nicht viel von den Bewohnern, doch ertönten fortgesetzt auf allen Seiten die Kriegshörner, und dies veranlasste mich an Wegebiegungen und in der Nähe dichter Gebüsche zu einiger Vorsicht, indem ich mit mehreren Leuten vorausritt und den Rest unserer Karawane erst nachkommen liess, nachdem ich mich von der Sicherheit des Weges überzeugt hatte.

Auf diese Weise erreichten wir den grossen Platz Alhadji Galibu. Diese Stadt war erst vor einem Jahre von dem Obersten Pawel zum Teil niedergebrannt worden und liegt jetzt noch stellenweise in Trümmern. Die Bewohner zeigten sich nur vereinzelt in kleiner Entfernung am Rande der Kornfelder.

Wir setzten nach kurzer Rast unsern Marsch fort, so dass wir gegen Mittag den Fulbeort Gunna erreichten. Derselbe zählt genau 150 Einwohner, welche sich auf 16 Gehöfte verteilen. Der Platz war früher bedeutend grösser, jedoch hatte sich der Ortsschulze vor fünf Jahren mit dem Lamido von N'gaumdere überworfen, der ihn darauf in seine Residenz berief. Die meisten seiner Leute waren damals mit ihm gezogen und seitdem hat die Bedeutung des Ortes aufgehört. Der jetzige Lamido hat sich vorgenommen, den Platz wieder zu heben und einen seiner näheren Verwandten als Oberhaupt des Dorfes eingesetzt. Dieser war erst seit zwei Monaten angekommen und meinte, dass manche der alten Bewohner jetzt wohl zurückkehren würden. Wir wurden sehr freundlich von den Leuten aufgenommen und das war ein ganz besonderer Glücksfall, denn sofort nach dem Einrücken der Karawane musste sich Herr von Waldow niederlegen und es zeigten sich unter den heftigsten Fiebererscheinungen und Delirien alle Symptome einer schweren Dysenterie-Erkrankung.

Sieben Tage blieben wir unter diesen Umständen in Gunna liegen, und während Herr Edlinger Untersuchungen in dem nahen Granitrücken des Hossere Gunna vornahm, beschäftigte ich mich hauptsächlich mit der Krankenpflege und unsern Sammlungen. Ausserdem lauerten wir zur grossen Genugtuung der Einwohner von Gunna den Pavianherden auf, welche ausserordentlich zahlreich in die Felder des Ortes einbrechen und dortselbst grossen Schaden anrichten. Interessant war es mir, manche kleine Karawane von Haussa-Händlern zu beobachten, welche hauptsächlich mit bunten Kalabassen nach dem Markte von N'gaumdere pilgern und von dort Kolanüsse nach Garua zurückbringen. Allerdings gibt es auch in der näheren Umgebung von N'gaumdere Kalabassen-Kürbisse, doch scheint die dortige Bevölkerung in der Bemalung derselben nicht so bewandert zu sein, wie jene von Garua, wenngleich ich auch einzelne recht hübsche Muster von N'gaumdere-Frauen habe anfertigen sehen.

Ueberhaupt hat der Fulbe eigentliche Neigung bloss zur Viehzucht, und ein Platz wie Gunna, dessen Einwohner nicht sehr wohlhabend sind und deshalb wenig Sklaven besitzen, ist weit davon entfernt, seinen Bedarf an Getreide selbst zu produzieren;

als wir uns dort aufhielten, war eben erst die Ernte vorüber und von Rechts wegen hätten alle Kornspeicher gefüllt sein müssen, dennoch wurde fast der ganze tägliche Bedarf an Getreide von der Kanuri-Bevölkerung im Norden und Osten von Gunna gekauft, und auch das hierbei benötigte Zahlungsmittel, nämlich die bekannten schmalen Zeugstreifen, werden nicht einmal am Platze selbst produziert, sondern gegen Vieh in den Ortschaften in der Nähe des Faro eingetauscht, wo angeblich infolge einer bösartigen Fliege Rindvieh auf längere Zeit nicht zu leben vermag. Dahingegen besitzt Gunna recht bedeutende Viehherden und bestreitet durch letztere fast allein seinen ganzen Unterhalt.

Die Haussa-Händler brauchen von Garua nach N'gaumdere durchschnittlich sechs Tage. Allerdings ist das eine recht gute Marschleistung, die man von gemieteten Trägern auch nicht annähernd erwarten darf. Die Kalabassen erzielen in N'gaumdere keinen sehr viel höheren Preis als auch in Garua. Der Nutzen der Handelsreise liegt hauptsächlich in den zurückgebrachten Kolanüssen, welche in N'gaumdere je nach Grösse zwischen 5 und 30 Kauris kosten; in Garua lösen die Händler das Fünffache, ja bei besonders günstiger Marktlage das Zehnfache wieder dafür ein, so dass es sich wohl lohnt, mit einer Last Nüsse diesen weiten Weg zu machen. Wegen der Unsicherheit der Strasse wird vielfach nachts durchmarschiert; so kam in der Nacht nach dem Ssagdje-Zwischenfall eine Karawane von ungefähr 15 Haussa-Händlern durch unser Lager, die auch erst nach Einbruch der Dunkelheit sich wieder in Bewegung gesetzt hatte und durch die gefährlichen Dörfer im Schutze der Nacht hindurchzuschleichen beabsichtigte. Dieselbe beobachtete eine kunstgerechte Marschsicherung, indem sie zwei bewaffnete Leute, die keine Lasten trugen, ungefähr fünf Minuten weit als regelrechte militärische Spitze vorausschickte; die eigentliche Karawane kam dann vorsichtig im Gänsemarsch nach.

Am 26. November war Herr von Waldow wieder so weit hergestellt, dass wir unsern Weitermarsch antreten konnten. Wir bogen im rechten Winkel von der direkten Garua-Strasse ab, um die Hauptorte im Benue-Knie kennen zu lernen, und erreichten nach fünfstündigem Marsche Balda. Der Platz ist zur Hälfte von Durrus und halb von Fulbes bewohnt. Wir überschritten unterwegs zwei kleine Flüsschen, den Mao-Salla und den Mao-Ladda; besonders letzterer hat sein Bett tief in den Sandstein einge-

schnitten, aber jetzt nach eingetretener Trockenheit führte er nur wenig Wasser.

Hinter Balda kommt sehr bald ein steiler Absturz von ca. 30 m, der in die Ebene des Mao-Mbay hinabführt; wir erreichten gegen Mittag den Fulbeort Bubao, der sich ziemlich ausgedehnt zwischen weiteren Kulturen hinzieht; enorme Baumwollfelder fesselten unsere besondere Aufmerksamkeit. Während in N'gaumdere noch während unserer Anwesenheit leichte Regenschauer niedergegangen waren, herrschte hier oben schon seit mehreren Wochen völlige Trockenheit; das Gras war gänzlich dürr geworden und allabendlich sah man überall am Horizont die Grasbrände aufleuchten. Es hatte dies zur Folge, dass wir in den nächsten Wochen gar keine Aussicht mehr genossen, und dass in der Atmosphäre andauernd ein dunstiger Schleier sich befand. Am Eingang des Dorfes Bubao fiel uns ein prachtvoll blühender Tulpenbaum auf, der über und über mit feuerroten Blüten bedeckt war. In dieser Gegend war er das einzige Exemplar, nördlich des Benue ist er uns späterhin mehrfach wieder begegnet. Am nächsten Tage marschierten wir bis Dashili, weil es in diesem Dorfe eine Menge hübscher Pferde geben sollte und wir versuchen wollten, einige davon zu erstehen. Es ist nicht ganz leicht, den Fulbe zu bewegen, sich von einem wirklich guten Pferde zu trennen, und er verlangt zweifellos einen abnorm hohen Preis, sobald sein Gaul auch nur einigermassen über den Durchschnitt hervorragt. Es gelang mir deshalb erst nach langem Ueberreden, ein leidliches Tier gegen eins meiner abgetriebenen alten Pferde mit Zugabe von zwei Ochsen einzutauschen.

Der nächste Tag brachte uns an den Benue, welchen wir bei dem Orte Bideng erreichten. Dieser Platz gehört wieder zu Buband'jidda, ein gänzlich wasserarmes und daher ziemlich kahles Plateau bildet die natürliche Grenze dieses Staates. Schon zwei Stunden vor Bideng kam uns ein Bote entgegen, welcher eine Kalabasse Milch zu unserer Erfrischung und einen Topf Suppe für die Leute brachte. Letztere ist ein dünner Mehlbrei, den man durch Zugabe von Pfeffer und Salz etwas pikanter gemacht hat. Der Yauro des Ortes ist übrigens ein Sklave des Lamido und musste über unsere Ankunft nach Rei-Buba längst berichtet haben. Im Laufe des Nachmittags kam nämlich schon ein Gesandter von dort, welcher uns willkommen hiess und uns mitteilte, dass der Lamido sich sehr freue, wenn wir ihn nochmals in Rei-Buba aufsuchen würden. Wir hörten übrigens, dass dieser neugierige

Herr nach N'gaumdere einen Berichterstatter geschickt hatte, mit dem Auftrag, über unsere dortige Aufnahme und die Geschenke ausführliche Mitteilung nach Rei-Buba zu senden. Der Bote gab nunmehr zu verstehen, dass der Lamido von Rei-Buba durch die reichen Gaben in N'gaumdere überrascht gewesen sei und die Absicht habe, sobald wir wieder zu ihm kämen, uns gerade das doppelte von allem zu schenken, was wir in N'gaumdere erhalten hätten. Trotz dieser verlockenden Aussichten konnte ich mich nicht dazu entschliessen, die Reiseroute zu ändern, vielmehr blieb es bei dem ursprünglichen Plan, dem Laufe des Benue bis Garua zu folgen. Die Umgegend von Bideng zeichnet sich durch sehr fruchtbaren Boden aus und ferner noch durch drei wirkliche Landplagen: einmal habe ich auf unsern Wanderungen in Nord-Kamerun niemals wieder eine solche Menge von Sandfliegen bemerkt wie gerade hier, und des Nachts konnte man sich vor Moskitos gar nicht retten, die nach Einbruch der Dunkelheit gleich einer dunklen Wolke herumschwärmten; die dritte Plage bestand in einer ganz unglaublichen Menge von Flöhen, die wir fortwährend von unsern Kleidern und Gliedmassen absuchen mussten.

Am nächsten Tage marschierten wir von Bideng wieder nach dem von uns schon einmal berührten Dyirum. Wir mussten zuerst durch das Bett des Benue und nicht weit davon durch den Mao-Schuffi hindurch, welche beide um diese Jahreszeit nur noch wenig Wasser führten. Der Benue ist an dieser Stelle ungefähr 500 Meter breit und besitzt in der Nähe beider Ufer je eine schmale Wasserrinne. Während der Regenzeit sollen die Ufer gänzlich überschwemmt sein und bilden dann einen tiefen Morast, der ebensowohl die Ursache für die grosse Fruchtbarkeit dieses Landstrichs sein wird, als auch den Brütegrund für die zahlreichen Moskitos bildet. Das Land zwischen Benue und Mao-Schuffi ist völlig von Kulturen bedeckt.

Wir lagerten in Dyirum wieder auf dem Marktplatze und waren froh, dem Insektennest entronnen zu sein, wenngleich die ganze Karawane noch voller Flöhe sass, so dass wir erst nach mehreren Tagen von diesen kleinen Akrobaten, die sich zum Teil in unser Gepäck versteckt hatten, frei wurden.

In Dyirum stiess unser alter Freund, der Malam Danedjo wieder zu uns, der den Auftrag hatte, uns bis an die Grenze von Buband'jidda zu begleiten. Hier hörten wir auch näheres über das Schicksal zweier unserer Träger, die während der ersten Tage das Weite gesucht hatten. Es waren dies ein älterer Mann

und ein ganz junger Bursche gewesen; sie hatten sich nach Rei-Buba gewandt, und dort hatte der Alte den Jüngeren als Sklaven zu verkaufen gesucht. Das war ihm aber nicht geglückt, vielmehr hatte man beide als Sklaven aus Garua erkannt und unter sicherer Bedeckung wieder dorthin zurückbefördert.

Der nächste Halteplatz war Assali, welches dicht am Benue und zwischen mehreren grösseren Seen liegt. Als wir dort lagerten, hatte Herr von Waldow das Glück, ein Flusspferd zu schiessen, dessen Fleisch uns wieder vortrefflich mundete; natürlich musste zur Feier des Ereignisses ein Rasttag eingeschoben werden.

Am nächsten Platze, Bengi, hatten wir das Gebiet von Buband'jidda schon wieder hinter uns gelassen. Der Lamido des Ortes heisst Malam Fe und soll nach Aussage der Leute über 100 Jahre alt sein. Er ist ein gebrechliches Männchen, das den ganzen Tag auf seinem Ruhebett liegt und schläft; sein Sohn, auch schon ein älterer Mann, besorgt für ihn die Verwaltung des Ortes. Derselbe liess mir sagen, er sei krank und könne nicht persönlich zu meiner Begrüssung erscheinen. Als ich zu ihm hin ging, fand ich ihn sehr entkräftet, und er klagte über Schmerzen im Magen und ständiges Erbrechen. Er bat mich um Medizin, und da ich für sein eigentliches Leiden nichts Richtiges in meiner Apotheke besass, braute ich ihm eine grosse Flasche eines Heiltrunkes zusammen, worin Chinin, des bitteren Geschmackes halber, und ein kleiner Zusatz von Creolin, der milchigen Farbe wegen, die Hauptrolle spielten. Der Lamido schien sehr grosses Vertrauen in meine Mischung zu setzen und bedankte sich sehr, infolgedessen war auch die Verpflegung unserer Leute eine ganz vorzügliche; zweimal während des Tages brachten die liebenswürdigen Damen der Stadt eine solche Menge Kalabassen mit Suppe, Kornkuchen und Gemüse-Sauce herbei, dass unsere Leute gar nicht alles verzehren konnten. Als wir am nächsten Morgen aufbrechen wollten, kam ein Bote des Lamido, der ein recht hübsches Pferd im Werte von zwei Sklaven brachte und mir sagte, dass als Gegengeschenk ein Koran gewünscht werde; selbstverständlich ging ich sehr gern auf diesen Tausch ein. Der Weg führte alsdann zum grossen Teil mitten durch das Benue-Bett, welcher hier eine 50—60 m breite und drei Viertelmeter tiefe Wasserrinne hatte. Auf dem Ostufer zieht ein niedriger Gebirgszug entlang, der schroff aus der Ebene heraussteigt und ganz hübsche Formen besitzt; seine Fortsetzung ist das Hossere Lagdo, an dessen Fuss die Stadt Lagdo liegt, wo wir am 7. Dezember Halt machten.

Die Stadt liegt etwas höher als der Fluss und man fühlte dort nicht so stark wie bisher die Sandfliegen- und Moskitoplage, welche uns seit Assali wieder recht viel zu schaffen gemacht hatte. Lagdo ist bekannt durch den Durchbruch des Benue, der sich hier zwischen den Felsen ein ganz schmales Bett gewühlt hat. Die Szenerie ist ausserordentlich reizvoll; das Wasser schiesst in sehr starker Strömung zwischen zwei pyramidenförmigen Felsen hindurch und hat sich kurz vor der Durchbruchstelle zu einem kleinen See angestaut. Abends brachte uns die Kapelle des Ortes,



Benue-Durchbruch bei Lagdo

aus drei Trommeln und drei Algeita-Bläsern bestehend, ein Ständchen. Die Algeita ist ein klarinettartiges Instrument mit schnarrendem, sehr starkem Ton; abwechselnd wurde irgend ein humoristischer Text gesungen und dann die Melodie auf der Algeita geblasen, während die Künstler ihre Produktionen mit grotesken Sprüngen begleiteten, welche andauernd schallendes Gelächter bei den Zuschauern hervorriefen. Die Aufnahme in Lagdo war nicht sehr glänzend, vielmehr musste ich dem Kaigamma durch eine längere Rede begreiflich machen, dass unter allen Umständen für meine Leute eine genügende Menge Essen erwartet werde; dennoch war ich gezwungen, mehrfach zu reklamieren, bis die

geforderte Anzahl Kalabassen herbeigebracht wurde. Ich kaufte hier am Platze für drei Ochsen und 24 Meter Zeug einen hübschen Fuchshengst.

Da uns der Lamido von Bame eine besondere Einladung gesandt hatte, waren wir am nächsten Tage bei ihm zu Gast. Die Gegend ist durchweg sehr stark bevölkert, und wir marschierten fortwährend durch Ortschaften oder an einzelstehenden Gehöften vorbei. Den Fussboden des uns angewiesenen Sauri, wie die Fulbes jene mit zwei Türen versehenen Durchgangshäuser nennen, deckte eine Lehmschicht, welche derartig gehärtet war, dass sie wie Zement aussah. Die Aufnahme war hier sehr gut, und als der Lamido hörte, dass ich noch gern ein Pferd haben wollte, sandte er mir einen starken Gaul sogar als Geschenk; das Gegengeschenk hat er sich später in Garua in Form von Salz abgeholt. Auch hier brachten uns die Stadtmusikanten abends ein Ständchen.

Am Hossere Duli vorbei führte uns am nächsten Tage der Weg nach dem Orte Duli. Unterwegs beobachteten wir einen in voller Glut befindlichen Grasbrand. Das Knistern der knotigen Grashalme hörte sich genau so an, als ob einige Regimenter in grösserer Entfernung Schnellfeuer abgäben. Die Hitze wirbelte die dürren Blätter und Gräser und den Aschenstaub hoch auf, so dass jede Aussicht versperrt und überall in der Umgebung die Erde mit Ascheteilchen bedeckt war. Darüber kreisten eine Menge von Habichten und anderm Raubzeug, welche nach kleinem Getier spähten, das sich vor den Flammen auf die Baumwipfel und kahlen Plätze flüchtete, denn die Brände verzehren nur das dicht über dem Boden befindliche dürre Gras, sengen wohl auch gelegentlich das trockene Laub der Bäume ab, den Stämmen selbst vermögen sie aber nichts anzuhaben. Die Gegend, über welche solch ein Grasbrand hinweggegangen ist, kann man wirklich nur als Winterlandschaft bezeichnen, denn fahlgelb ist der Grundton des ganzen Geländes, von dem sich die rauchgeschwärzten kahlen Bäume um so schärfer abheben. Nur bei einzelnen unter ihnen hat das Feuer die harten lederartigen Blätter nicht zu verzehren vermocht, deren grüne Farbe dann aber durch die Hitze in ein brennendes Tiefrot verwandelt worden ist.

Am 11. Dezember erreichten wir ohne weitere Zwischenfälle Garua. Schon von weitem sahen wir die ausgedehnten Felder der Stadt in der frischgrünen Pracht halbhoher Mussukua aufleuchten, bei deren Anblick es unsern Trägern ganz heimatlich zu Mute wurde. Obschon sie alle Sklaven waren und zum Teil

sicher aus den von uns durchzogenen Gegenden stammten, betrachteten sie alle doch Garua als ihre eigentliche Heimat; auch ein Beweis, dass die Sklaverei unter den Muhamedanern kein zu hartes Los ist. In unserer Abwesenheit war der Benue um ungefähr drei Meter gefallen. Wir bezogen wieder unser altes Gehöft, richteten uns diesmal aber etwas praktischer darin ein, und fühlten uns daher ganz behaglich. Auf der Station fanden wir sehr viel Post vor, und wir feierten unsere Rückkehr abends bei einer guten Flasche. Oberleutnant Dominik war mit dem Unteroffizier Fischer und 60 Soldaten auf einer Expedition nach Busso am Schari begriffen, wurde aber jeden Tag zurückerwartet. Während seiner Abwesenheit verwaltete der Unteroffizier Haase die Station.



V. KAPITEL.

Zweiter Aufenthalt in Garua und Marsch nach Dikoa.

Am 12. Dezember lohnten wir die Träger aus; jeder erhielt 24 Meter Baumwollstoff und 8 Kilo Salz, womit sie sehr zufrieden waren. Am 15. Dezember traf die Ablösung des Oberleutnant Dominik, der Oberleutnant Graf Fugger, in Begleitung des Leutnant Nitschmann, mit einem weissen Unteroffizier und einigen 20 Soldaten in Garua ein. Der Lamido Buba war ihnen eine Strecke weit entgegengeritten und bereitete den Offizieren einen feierlichen Empfang. Sehr überraschend war uns die Mitteilung, dass Graf Fugger den Auftrag habe, alle Posten jenseits des Benue einzuziehen, also dieses kaum beruhigte Gebiet wieder militärisch zu räumen. Graf Fugger war von diesem Auftrag selbst sehr wenig erfreut und beschloss, die Ausführung desselben nach Möglichkeit hinauszuziehen, wozu ihm unsere Absicht, nach Dikoa zu gehen, die gewünschte Handhabe bot. Er stellte sich nämlich auf den Standpunkt, dass die Sicherheit unserer Expedition es verlange, den Posten wenigstens so lange bestehen zu lassen, bis wir dort oben gewesen wären. Später durch die Ermordung des Grafen Fugger und die im Anschluss daran entstandenen Unruhen in Marrua verzögerte sich die Aufhebung Dikoas noch mehr, und als Leutnant Nitschmann, der inzwischen die Leitung des Militär-Postens übernommen hatte, tatsächlich zur Aufhebung desselben schritt, wurde er noch am Tage seines Abmarsches durch einen Eilboten erreicht, welcher ihm die Nachricht brachte, dass der ursprüngliche Befehl rückgängig gemacht und Dikoa dauernd zur Militärstation erklärt worden sei. Leutnant Nitschmann kehrte daraufhin sofort um, so dass in Wirklichkeit Dikoa nur neun Stunden nicht besetzt gewesen ist. Wenn aber Graf Fugger ein weniger umsichtiger Kolonialbeamter gewesen wäre,

der nur nach dem Wortlaut seines Auftrages gehandelt hätte, so würde Dikoa wochenlang ohne militärische Besetzung gewesen sein, was zweifellos Reibereien und wahrscheinlich auch Kämpfe zwischen den Sultanaten Dikoa und Gulfei zur Folge gehabt hätte.

Herr Edlinger klagte über Fieber und erklärte mir am 26. Dezember, dass er fest entschlossen sei, nach Europa zurückzukehren und die Expedition nicht weiter mitzumachen. Infolgedessen ritt er am 30. Dezember nach Yola, um sich von dort mit einem Dampfer der Niger-Kompanie flussabwärts nach Forkados zu begeben.

Am Weihnachtsabend und ebenso am Sylvesterabend waren wir auf der Station eingeladen. Durch das Unwohlsein Herrn Edlingers hatte sich unsere Abreise verzögert und jetzt musste ich die Rückkehr meiner Leute von Yola abwarten, welche das Gepäck Herrn Edlingers dorthin gebracht hatten, so dass ich erst am 8. Januar mit der Anwerbung neuer Träger für die Bornu-Reise beginnen konnte.

Am 7. Januar rückte Oberleutnant Dominik wieder in Garua ein, der in der Nähe des Schari mehrere Gefechte bestanden und im ganzen von seinen Leuten dreizehn Mann verloren hatte, die teilweise auch den grossen Strapazen des Weges erlegen waren. Der Unteroffizier Fischer hatte die Anstrengungen gleichfalls nicht ausgehalten und wurde schwerkrank in einer Hängematte zurückgebracht. In Garua lag er dann noch drei Wochen lang mit Fieber darnieder, bis er schliesslich an Entkräftung verstarb.

Auf meinen Antrag teilte mir Graf Fugger den Gefreiten Jonah zu, da ich, durch die Erfahrungen in Ssagdje gewitzigt, diesmal meine Träger mit Karabinern ausgerüstet hatte. Weil die Leute aber von der Handhabung eines Schiessgewehrs keine Ahnung hatten und mit ihrer Waffe erst ausgebildet werden mussten, erbat ich mir zur Unterstützung von der Station die schwarze Charge aus.

Wir verliessen Garua am 16. Januar und erreichten nach 7½ stündigem Marsche in den Nachmittagstunden den Ort Demssa. Das Gelände steigt hinter Garua ständig an, bis man sich auf einer Art Plateau befindet, welches von einem niedrigen Höhenzuge begrenzt ist, nach dessen Ueberschreitung man Demssa in einem weiten Talkessel vor sich liegen sieht. Dieser Talkessel verbreitert sich nach Westen in eine flache Ebene, welche mit grossen Granitblöcken durchsetzt ist. Hier auf der Höhe hatten einzelne Bäume schon wieder junges Laub angesetzt, andere trugen Knospen und Blüten, der Boden dahingegen war von den Gras-

bränden, so weit man sehen konnte, mit grauschwarzer Asche bedeckt, aus der nun zahlreiche gelbe Krokus hervorsprossten. In der Nähe des Ortes standen mehrere mit grossen feuerroten Blüten bedeckte Bäume, die auch schon ihren vollen Blätterschmuck erlangt hatten; später trägt dieser Baum Früchte, welche die Gestalt einer Gurke haben und an dünnen Stielen von manchmal 50 cm Länge hängen.

Ueber Bingel und Belem erreichten wir am 17. Januar den Ort Ssarau. Während die genannten Zwischenplätze nur kleine



Musikalische Unterhaltung zweier Träger

Dörfer sind, bildet Ssarau wieder eine grössere Fulbe-Ansiedlung, und der Lamido besitzt hier sogar eine Burg, welche, wenn auch in bedeutend kleinerem Massstabe, doch ganz dieselben Grundpläne wie die Hofburg in Rei-Buba zeigt. Auf dem ganzen Wege war es ein Genuss, die Mannigfaltigkeit der Vogelwelt zu beobachten, die hier in einer Farbenpracht vertreten ist, wie wir dies auf unserer bisherigen Reise noch nie bemerkt hatten; besonders eine herrliche Glanzdrossel mit tief ultramarin gefärbtem Gefieder, sowie ein ausserordentlich bunter Eisvogel kamen in ganzen Scharen vor; dazwischen wimmelten kleinere Vögel von der Grösse

unserer Sperlinge in den verschiedensten Farben. Alle Abstufungen von Blau besonders waren darunter vertreten; äusserst prächtig war eine Art mit blassrotem Brust- und Schwanzgefieder; auf den Feldern marschierten ganze Scharen von Pfauenkranichen umher. Ausserdem bemerkten wir unterwegs mehrere Antilopen und Wildschweine.

Ein 6½ stündiger Marsch brachte uns am 18. Januar nach Maiha. Fast die ganze Wegstrecke führt ununterbrochen durch Grassteppe, wo man infolge des spärlichen Baumwuchses andauernd gezwungen ist, in der brennenden Sonne zu marschieren, was den Weg für unsere Träger ausserordentlich beschwerlich machte. Je weiter wir kamen, desto fortgeschrittener schien die Vegetation zu sein. Besonders bemerkbar machte sich neben gelb blühendem Krokus eine sehr hübsche violette Malvenart, sowie eine gleichfalls sehr häufige Pflanze, deren Blüte mit unserer Kornblume grosse Aehnlichkeit hat. Der Lamido sandte uns einen kleinen Ochsen, sowie eine Anzahl Kalabassen mit Kornkuchen und Peffersauce, so dass unsere Leute hier vorzüglich aufgehoben waren. Hinter Maiha wird die Gegend gebirgiger und vereinzelte Spitzen erheben sich bis zu 300 m über die Ebene. Das meiste Gestein ist auch hier Granit, doch bemerkten wir an einigen Stellen etwas Porphyr und Diabas. Das Gebirge ist durchweg von unabhängigen Heidenstämmen bewohnt, die zum Teil recht grosse Dorfgemeinden bilden; ihre Stammes-Namen sind Basa oder auch Duhu.

Am 19. Januar zogen wir 5 Stunden lang an diesen Heidendörfern vorbei, bis wir den Ort Muglevu erreichten, der wieder von Fulbes bewohnt ist. Den hier im Lande immer noch herrschenden Fehdezustand zwischen den Fulbes und Heiden erkannten wir daran, dass die Weiber, welche zum Wasserholen von den Bergen nach der Ebene herunterkommen, stets von einer bewaffneten Eskorte begleitet werden. Diese Heiden scheinen ausserordentlich fleissige Ackerbauer zu sein, denn die ganze Ebene, so weit man sehen konnte, war von den Stoppeln der Durrah bedeckt, und auch die Bergabhänge hatte man bepflanzt, indem in Terrassen- oder Treppenform an den Abhängen überall Felder angelegt waren; niedrige Steinmäuerchen verhindern bei den starken Regengüssen das Abschwemmen des Ackerbodens. Unterwegs hatten sich uns ein Haussa-Händler mit seinem Eselein und ein wandernder Malam angeschlossen, welche den Heiden nicht recht zu trauen schienen und froh waren, in unserm Schutz die Strecke zurücklegen zu können. Der Lamido von Muglevu ist anscheinend

ein grosser Schmierfink, denn seine Tobe sowohl wie Gesicht und Hände waren offenbar schon lange nicht mehr mit Waschwasser in Berührung gekommen.

Von Muglevu bis Madagali werden die Fulbe-Ansiedelungen wieder häufiger und ihre Dörfer grösser. Der nächste Platz heisst Mubi und ist 2½ Marschstunden von Muglevu entfernt. Die grössere Bevölkerungsdichte scheint eine Folge der grossen Fruchtbarkeit der Gegend zu sein, so dass der Weg fast andauernd durch Durrah-Felder sich windet. Dass wir uns in einem sehr wohlhabenden Landstrich befanden, bewies auch die Menge von Lebensmitteln, welche man in Mubi zubrachte; der Lamido hatte in dem für uns bestimmten Gehöft einen Haufen von nicht weniger als 460 grossen Kornkuchen auf Matten aufgeschichtet, daneben standen mächtige Kalabassen mit gesottenem Fleisch und Bier, ferner mehrere Körbe mit Dutzenden von Hühnern, eine Kalabasse mit über 100 Eiern, drei grosse Töpfe mit ungefähr 50 Liter der prachtvollsten Milch, und ausserdem hatte man noch einen mittelstarken Ochsen an einem der Bäume angebunden. Ein solcher Empfang verlangte natürlich, dass wir uns mit unsern besten Tauschartikeln für die grosse Gastfreundschaft erkenntlich zeigten, doch schien der Lamido entschlossen zu sein, sich an Freigebigkeit von uns nicht übertreffen zu lassen, denn kaum dass wir unsere Geschenke abgeliefert hatten, schickte er wiederum einen recht mutigen Hengst, sowie mehrere Töpfe Honig. Um nun einesteils diese ungemein fruchtbare Gegend etwas näher kennen zu lernen und anderseits der Freigebigkeit des Gastgebers alle Ehre anzutun, schoben wir einen Rasttag ein, den unsere Leute in eine vom Morgen bis zum Abend währende Schmauserei verwandelten. Nachmittags kam ein Bote aus dem in der Nähe befindlichen Orte Wonde, von dem es damals zweifelhaft war, ob er auf deutschem oder englischem Gebiet liege, und den die Engländer vorläufig zu einer kleinen Station eingerichtet hatten.

Der europäische Stationsleiter war der Leutnant Dewish Dewerell, der mir von Lokoja aus schon bekannt war. Als dieser hörte, dass wir in der Nähe wären, schickte er mir die überaus freundliche Einladung, einige Tage bei ihm zu verweilen, welche ich recht gern annahm.

Am 22. Januar marschierten wir bis Uba. Die Landschaft hatte hier vollständig schon Frühlingscharakter, die meisten Bäume prangten im jungen Grün, und ausserordentlich häufig war ein herrlich duftender Strauch, über und über mit weissen Blüten

bedeckt. Ein genaues Urteil über die Grösse der Plätze abzugeben, ist naturgemäss nicht ganz leicht. Im allgemeinen kann man sagen, dass Ssarau und Mubi ungefähr gleich gross sind. Uba erscheint dagegen etwas grösser als diese beiden Plätze und sieht auch städtischer aus, da die Häuser gedrängt aneinander gebaut sind; entsprechend ihrer bedeutenden Ausdehnung befinden sich die Abfallgruben im Innern der Stadt, während in den kleineren Ortschaften der Müll an der Peripherie des Dorfes abgeladen wird. Das Gehöft des Lamido von Uba war zwar ausserordentlich ausgedehnt, doch in sehr schlechter Verfassung, indem nur ein einziges der Gebäude ein regendichtes Dach besass und auf den meisten andern Hütten überhaupt kein Dach mehr vorhanden war. Uba liegt an einem völlig isoliert aus der Ebene aufsteigenden Granitfelsen; auf dem Platze vor dem Gehöft des Lamido und der daran anstossenden Moschee steht ein ganz ungewöhnlich grosser Tamarindenbaum, der seine Zweige beinahe 10 m im Radius ausbreitet. Der Wildreichtum scheint, je weiter man nach Norden kommt, zuzunehmen, denn mehrfach erblickten wir unterwegs Antilopen, und es verging selten ein Tag, wo nicht ein saftiger Wildbraten unsere Tafel zierte.

Wonde erreichten wir am nächsten Tage nach 2½stündigem Marsche. Leutnant Dewish Dewerell kam uns eine Stunde weit entgegengeritten. Die englische Station ist recht einfach, mehr als Feldlager, angelegt. Die Einwohner des Dorfes, die sich nur recht mässige Grashütten gebaut haben, heissen mit ihrem Stammesnamen Marghi, und stehen sich mit der Station anscheinend recht gut. Trotzdem die Station schon seit neun Monaten bestand, war die Bauart der Häuser, die Einteilung und Verwertung des Platzes genau so primitiv, als ob die Leute erst gestern angekommen wären. Die Soldaten wurden überhaupt nicht einexerziert und fielen selbst unsern Trägern durch ihre schlappe Haltung auf. Leutnant Dewerell erzählte uns, dass er für seine sämtlichen Bedürfnisse ausschliesslich auf Mubi und Ubi angewiesen sei, von wo er auch Milchkühe, Schafe und Ziegen erhalten habe. Hier bemerkten wir die ersten Gummi arabicum-Bäume; es ist dies eine ziemlich kleine dornige Akazienart mit leuchtend ziegelrotem Stamme, der das Gummi arabicum ausschwitzt.

Trotz der dringenden Einladung Dewerells marschierten wir schon am nächsten Tage weiter. Je weiter wir nach Norden kamen, desto dichter wurde der Akazienwald, durch welchen wir einen

4½stündigen Marsch zurücklegten, bis wir den gleichfalls von Marghi-Heiden bewohnten Platz Musa erreichten. Bei unserm Herannahen hatten sich die Einwohner geflüchtet, doch eine Anzahl Kalabassen mit Bier, Durrahmehl und fertig gekochter Nahrung zurückgelassen. Die ganze Ebene ist dicht mit einer Euphorbienart bestanden, deren Saft von den Heiden zur Bereitung des Pfeilgiftes benutzt wird. Später am Nachmittag kamen auch die mutigsten Einwohner des Dorfes wieder zurück; die Hauptbewaffnung der Männer besteht aus recht sorgfältig gearbeiteten Bogen und Pfeilen. Es gelang uns im Laufe des Nachmittags, eine Anzahl von Gegenständen zu erstehen, besonders Ketten aus hübsch gearbeiteten eisernen Perlen, wie sie hier jeder um Hüften und Hals trägt; ferner besonders einen vollständigen hübschen Schmuck einer Frau, welcher aus einer Reihe gefüllter Eisenstückchen in Hakenform und einer Garnitur dünner Lederstreifchen besteht und in höchst sittsamer Weise über die diskretesten Körperteile herabhängt; ausserdem kaufte ich einige Armbänder, die recht dick und schwer gearbeitet waren und, wie sich später herausstellte, offenbar Bornu-Arbeit sind. Obschon das Tragen von Baumwollstoffen zur grössten Seltenheit gehört, befand sich im Dorf doch eine Indigofärberei; der trockene Indigo wurde in kleinen Lehmhäuschen aufbewahrt, und zwar hatte man diese oben auf die Granitblöcke gesetzt, damit sie dort, wo das Regenwasser am raschesten abfloss, gut gegen Nässe geschützt seien. Das Dorf besass nur ein einziges kleines Wasserloch, worin die Feuchtigkeit sehr langsam zusammenfloss, so dass wir am nächsten Morgen einige Zeit warten mussten, bevor unsere sämtlichen Träger ihren Durst gestillt hatten.

Nach vierstündigem Marsch erreichten wir den Ort Koppa, nachdem wir noch unterwegs die grössere Marghi-Stadt Dile, sowie das kleinere Dorf Mujafa passiert hatten. Ueberall brachten die Leute Essen an den Weg, in Mujafa auch eine Kalabasse ganz frischen Honig, für welchen ich sie mit einigen Stücken Zeug belohnte. Hier in dieser Gegend sind die Gummibäume sehr häufig. Dicht vor Koppa gelangt man an ein Flüsschen, welches in nördlicher Richtung zum Tsadsee abfliesst und selbst jetzt während der Trockenzeit noch merkwürdig viel Wasser führte, ein wahres Labsal für unsere Leute, die klares Trinkwasser während der letzten Tage schmerzlich entbehrt hatten, wie auch für uns in den letzten Ortschaften nicht genügend Wasser zu umfangreicheren Waschungen vorhanden gewesen war. Die Einwohnerschaft von Koppa ist ein Gemisch von Kanuris und Schuari-

Arabern, welche vor drei Jahren aus Bornu sich hierher vor dem Zorn Rabehs geflüchtet haben.

Drei Stunden ziemlich genau östlich hinter Koppa liegt Duhu; wir näherten uns auf diesem Wege wieder einem Gebirgsstocke, an dessen Fusse mehrfach grössere Teiche und bedeutende Wasserlöcher sich befinden. Die Gegend ist ausschliesslich wieder von Heiden bewohnt, welche aber auch hier einen ganz ausserordentlich intensiven Ackerbau betreiben müssen, denn zwei Drittel des Weges führten ununterbrochen durch Stoppelfelder. Auf der



Portal des Lamidengehöftes in Madagali

ganzen Strecke des Weges sahen wir auf der Höhe des Gebirges eine merkwürdige Granitspitze aufragen, die sich auf einem Bergrücken, doch immerhin 75 Meter hoch, als ein schlanker, turmähnlicher, senkrechter Block in die Lüfte erheben muss. Auch Barth erwähnt sie schon als eine besonders auffallende Merkwürdigkeit. Auf den Feldern trieb sich häufig ein trappenähnlicher Vogel herum, worauf mich die Leute aufmerksam machten, da derselbe einen vorzüglichen Braten abgebe. Abends kam eine Deputation aus dem Dorfe, welche sich über den Arnado, der übrigens bei unserer Ankunft weggelaufen war, beklagte, und uns als Weisse bat, diesen Arnado abzusetzen und dafür das Amt des Bürgermeisters einem Manne zu übertragen, den sie selbst

vorsorglicherweise mitgebracht hatten, worauf wir uns aber zur grossen Enttäuschung der Leute selbstredend nicht einliessen.

Am 27. Januar erreichten wir nach fünfstündigem Marsche Madagali. Der Weg führt zum grössten Teil an den Bergen der gefürchteten Milduh-Heiden vorbei, vor welchen uns die Fulbes ausserordentlich gewarnt hatten. Spätere militärische Transporte sind an dieser Stelle auch tatsächlich von den Heiden überfallen und mit Pfeilen beschossen worden, so dass mehrfach die Notwendigkeit eintrat, feindlich gegen sie vorzugehen. Madagali liegt am Fusse des Gebirges und ist mit einer dreifachen, allerdings wenig imponierenden Ringmauer versehen, welcher sich fast überall ein ganz unbedeutender Graben anschliesst; der zwischen den Aussenmauern liegende Raum ist unbebaut geblieben. Auf der Höhe des Berges ist ein Wachtturm errichtet, von wo aus man alle sich nahenden Gegner schon von weitem erspäht und dies durch Flintensignale nach dem Dorfe hinab meldet. Früher scheint Madagali besser befestigt gewesen zu sein, denn eine Stunde von der Stadt entfernt hatte das Sultanat Mandara ein befestigtes Lager errichtet, worin eine Anzahl von über 100 Reitern lag, welche die Stadt in einem beständigen Belagerungszustand hielt, so dass sich kein Mensch mehr ohne Gefahr vor die Mauern wagen durfte. Der alte Lamido von Madagali sah natürlich die Ankunft der Weissen sehr gern, indem die Mandara-Leute sofort ihr befestigtes Lager aufgaben. Doch sollte die neue Zeit nicht ohne Opfer für Madagali anbrechen, denn nach der Niederlage bei Marrua war der Emir Siberu nach Madagali geflüchtet und hatte trotz des strengen Verbotes der deutschen Station dort Schutz und Unterkunft gefunden. Oberleutnant Dominik hatte aber jede Unterstützung des Emirs mit dem Tode bedroht, da nur durch solche drastischen Massregeln es möglich schien, des flüchtigen Siberu habhaft zu werden und ihn unschädlich zu machen. Der alte Lamido von Madagali gestand freimütig sein Vergehen ein und Oberleutnant Dominik war zu seinem eigenen schmerzlichen Bedauern gezwungen, das Todesurteil an dem prächtigen alten Herrn zu vollziehen, der mit staunenswerter Ruhe und Unerschrockenheit den letzten Gang getan hat. Sein Sohn, der jetzige Lamido, kam uns mit vierzig Reitern drei Stunden weit entgegengeritten und begrüsste uns sehr herzlich. Am liebsten hätte er uns veranlasst, nach den Dörfern der verhassten Milduhheiden einige Salven zu senden, doch da diese uns völlig in Ruhe liessen, konnten wir selbstredend seinem Verlangen nicht nachkommen.

Der Empfang in Madagali war ähnlich grossartig wie in Mubi. Der Lamido sandte uns sogar zwei Ochsen und ebenfalls wieder ein recht gutes Pferd, welches die ganzen späteren Touren vorzüglich ausgehalten hat. Man merkte, dass man sich schon dem Bornu-Lande näherte, welches sehr rege Handelsbeziehungen zu den Mittelmeerländern besitzt, denn der Lamido zeigte uns stolz eine ganze Reihe europäischer Gegenstände, welche er sämtlich in Bornu gekauft hatte; darunter mehrere messingne Teekessel, Holzkoffer, Hängeschlösser, eine Steinschloss-Pistole mit Lederfutteral, sowie mehrere arg geflickte Steinschloss-Gewehre. Im Laufe des Tages fanden sich übrigens auch einige Gesandtschaften der Heiden aus der Umgegend ein, welche Essen und Hirsebier brachten.

Rings um Madagali ist das Land auf eine Stunde weit im Umkreise äusserst sorgfältig angebaut, dann kommt wieder dorniger Busch, dessen Akazienbestand mit zahlreichen Tamarinden und schön blühenden Tulpenbäumen durchsetzt ist. Der Wildreichtum ist gross; neben zahlreichen Antilopen und Perlhühnern sahen wir die tief eingedrückten Spuren des Elefanten, die noch von der Regenzeit her in dem weichen Boden zurückgeblieben waren. Dennoch war die Jagd hier sehr schwierig, weil man das Gras nicht abgebrannt hatte, welches immer noch, wenngleich vollkommen trocken, sehr hoch stand und jede Antilope, kaum dass man sie nach dem Aufspringen bemerkte, erfolgreich wieder vor den Augen des Schützen verbarg.

Die ferner wohnenden Heiden zählen sich selbst wieder zu dem Stamme der Marghi, doch zeigt ein Vokabularium, dass ihre Sprache von jener der Leute aus Mussa sehr verschieden ist.

Madagali ist der letzte reine Fulbe-Ort. Die bisher ständig beobachteten Gebirgszüge werden von hier ab immer niedriger, bis man nach 4½ Marschstunden am Fusse der letzten Granithügel die Heidenstadt Djina erreicht.

Ein weiterer fünfstündiger Marsch durch gänzlich flaches Gelände brachte uns sodann nach Durre. Diese ganze Gegend scheint während der Regenzeit ausserordentlich morastig zu sein, denn der Boden war überall zerrissen, und die Spuren des Wildes waren sehr tief eingetreten. Auch der Buschwald ist dort ausserordentlich üppig und hat sich zu ausgesprochenem Hochwald mit sehr dichtem dornigen Unterholz entwickelt. Der Wildreichtum ist ungeheuer; überall bemerkten wir Antilopen-Rudel, jedoch sind sie äusserst scheu, und weil die rotgelben Tiere gegen den gelbgrauen Boden nur ein äusserst schlechtes Ziel bilden, ergeben

bei den weiten Entfernungen, von denen aus man die Tiere beschiessen muss, die Treffer gegenüber der Anzahl der Schüsse kein sehr glänzendes Resultat. Die Bewohner von Durre nennen sich Duhu. Ich schätze den Ort auf 100 Gehöfte, die aber sehr weit auseinander liegen. Um diese Jahreszeit trifft man unterwegs auch nicht einen Tropfen Wasser an, mit Ausnahme einer kleinen Senkung, die von einem mit Wasserrosen bedeckten Teiche ausgefüllt wird. Hier in Durre bemerkten wir zum ersten Male einen ausgeschachteten und zugedeckten Brunnen, der aber



Dorniger Buschwald mit Termitenbau auf der Grenze von Adamaua und Bornu

nur eine Tiefe von 5—6 Metern hatte. Die Duhus sollen zum grösseren Stamme der Gamerghu-Leute gehören, und ich legte ein kleines Vokabularium ihrer Sprache an. Von allen Seiten brachte man uns Essen und selbst etwas Milch und Honig, so dass wir mit der Aufnahme sehr zufrieden waren.

Seitdem wir die Berge verlassen hatten, bemerkten wir in den Morgenstunden über der Gegend dichte Nebelschleier, auch wehte fast den ganzen Tag über ein ziemlich kalter Wind aus nordöstlicher Richtung. Am 31. Januar erreichten wir in dreieinhalb Stunden das Dorf Issa; zur Regenzeit scheint diese Gegend ganz unter Wasser zu stehen. Der schöne Hochwald, durch den wir

gestern marschierten, hatte hier vollkommen aufgehört, und an seine Stelle war dichtes, dorniges Gestrüpp getreten, an dessen Zweigen die Kleider fortwährend hängen bleiben. Auch der Wildreichtum scheint hier nachzulassen, denn nur vereinzelt bemerkten wir ein paar kleine ganz scheue Antilopen, dagegen waren die alten Elefantenfährten noch ebenso zahlreich wie vorher. Ein merkwürdiger blasser Farbenton liegt auf der ganzen Landschaft. Der Himmel ist weisslichgrau, schwarzgrau der Boden, die Bäume stehen entweder kahl oder tragen nur spärlichen blassgrünen Blätterschmuck; fahlgelb erscheinen die noch von den Grasbränden übrig gebliebenen Halme. Der Fernblick ist eigenartig unklar und lässt alle Gegenstände, die sich nicht gerade in unmittelbarer Nähe befinden, wie mit einem Schleier bedeckt erscheinen, und selbst die tiefschwarze Hautfarbe der uns begegnenden Menschen ist durch eine mattgraue Staubschicht gemildert. So weit man blicken kann, dehnt sich diese graue, dornige Ebene, aus der nur ab und zu Tamarindenbäume ebenso monoton hervorragen. Die Wohnungen im Dorfe Issa sind klein und niedrig und aus Grasmatten hergestellt. Die Höhe der Häuser ist so unbedeutend und das mit einer grauschwarzen Staubschicht bedeckte Grasdach hebt sich so wenig von seiner Umgebung ab, dass man aus einiger Entfernung erst nach längerem Hinschauen diese Hütten bemerkt. Bei dem kühlen Wetter lagen die Leute meist lang ausgestreckt in der Sonne und zeigten sich so wenig neugierig, dass selbst unsere Karawane, die doch gewiss kein Alltagsereignis bedeutete, sie nicht einmal zum Aufstehen veranlasste, kaum, dass sie verstohlen zu den Weissen herüberschielten.

Die Nacht auf den 1. Februar war keine angenehme. Nach dem Schreien zu urteilen, musste es in diesem Dorfe ganz unglaublich viele Säuglinge geben, und die Hunde bellten dazu unaufhörlich, so dass wir fast kein Auge zutaten. Ausserdem kam uns in der Zelten die Kühle der Nacht empfindlich zum Bewusstsein, indem das Thermometer um 5 Uhr morgens nur noch 7° C. zeigte.

Ein dreistündiger Marsch brachte uns nach dem Orte Bama; zwei Drittel des Weges führten durch den schon beschriebenen Dornbusch, in dem uns die ungemein zahlreichen und hohen Termitenhügel besonders auffielen. Der Boden ist, so weit der Wald reicht, ziemlich sandig und unfruchtbar, infolgedessen auch der Graswuchs sehr spärlich, was wohl wiederum die Ursache dafür bildet, dass uns keine einzige Antilope zu Gesicht kam, welche Tiere anscheinend die futterreicheren südlichen Strecken

vorziehen. Dahingegen ist die Vogelwelt hier ausserordentlich mannigfach vertreten, und zu den bisher bemerkten und beschriebenen Arten traten neue, äusserst bunte Vögel hinzu. Unter ihnen fiel uns besonders eine hellgrüne Sorte mit gelber Brust auf, ferner eine tiefschwarze mit purpurroter Brust und eine merkwürdige Raubvogelart mit rundem eulenähnlichen Kopf und blau und rot gefärbtem Gefieder.



Kanuri-Frau (Bornu)

Kurz vor der letzten Wegestunde stieg vor uns eine kleine Erdwelle auf, nach deren Ueberschreiten wir vor einer gänzlich veränderten Landschaft standen. Wir waren damit in die eigentliche Tsadsee-Niederung eingetreten. So weit man sehen kann, dehnt sich dort eine weite Ebene aus, wo nur hin und wieder noch Baumstümpfe an die ehemalige Parklandschaft erinnern. Die ganze Gegend ist ein einziges grosses Feld, auf dem wir überall Leute beschäftigt sahen, die dürren Kornhalme zusammenzutegen und

die Aecker für die Aussaat vorzubereiten. Verschiedentlich hatte man aus den Halmen provisorische Hütten zusammengestellt, wo die Arbeiter übernachteten, da der Weg bis zum Dorfe zu weit gewesen wäre. In der Nähe dieser Hütten waren die Frauen mit dem Stampfen des Korns und der Zubereitung der Mahlzeit beschäftigt und liessen sich durch das Vorbeiziehen der Karawane auch nicht einen Augenblick in ihrer Arbeit stören. Die Leute machten einen sehr verständigen, gesetzten Eindruck und waren durchweg kräftige, tiefdunkle Gestalten. Unsern Trägern schienen besonders die Frauen ganz ausserordentlich zu gefallen, wie ich aus ihren Ausrufen entnahm. Sie sind wirklich auch gar nicht so übel und haben unter anderm eine hübsche Haartracht, indem sie das Haar von der Mitte des Scheitels aus strahlenförmig nach allen Seiten zu kleinen Zöpfchen flechten und diese nach aussen recht kraus auskämmen, so dass ein kranzförmiger, kleiner Wulst rings um den Kopf läuft.

Die Stadt Bama ist ein ziemlich grosser Ort. Die Hauptstrasse, welche denselben quer durchzieht, ist schnurgerade angelegt, ungefähr 10 Meter breit und ausserordentlich sauber gehalten. Die Häuser sind wenig dauerhaft aus leichtem Strohgeflecht hergestellt und haben vielfach als Firstschmuck ein Straussenei. Zur Herstellung der Zäune sind nebeneinander an Querstangen gebundene Durrah-Halme verwandt. Der Lamido empfing uns äusserst freundlich und schickte sehr reichliches und gutes Essen nebst drei kräftigen Schafen, welche hier oben bedeutend grösser sind als in Adamaua, so dass unsere drei Tiere an Fleischmenge einem kleineren Ochsen nicht sehr viel nachgaben. Abends war es hübsch anzusehen, wie die Schafherde des Dorfes eingetrieben wurde, wie die Tiere ruhig die Strasse entlang liefen, und wie jedes einzelne genau sein Gehöft kannte und ganz von selbst nach demselben von der Hauptstrasse ablenkte. Wir verbrachten infolge der Kälte und des Hundegebells wiederum eine recht schlechte Nacht; dennoch brachen wir ziemlich zeitig auf und erreichten nach vierstündigem Marsche die Stadt Yale. Der Weg führte uns zu zwei Drittteilen durch Kulturen und an einer ganzen Reihe kleinerer Dörfer vorbei.

Yale ist auch wieder ein Platz von Bedeutung und sein Ortsoberhaupt verfügt über eine ältere, recht hübsch angelegte Burg. Sie besteht aus mehreren Durchgangs-Sauris, deren erstes wir als unsere Wohnung bezogen, und mehreren hübschen Innengebäuden. Im Gegensatz zu Bama gibt es in Yale zahlreiche Lehmbauten, welche alle flach gedeckt sind und hölzerne Regentraufen be-

sitzen. In der Umgegend wird besonders viel Baumwolle gezogen, und fast in jedem Gehöft sahen wir Wolle spinnen oder Leute am Webstuhl.

In einem uns benachbarten Gehöft logierten zwei wandernde Malams, die abends beim flackernden Strohfeuer ihre Zöglinge im Koran unterrichteten, während sie selbst sich mit der Anfertigung von Amuletten (Laia) beschäftigten. Diese Laias bestehen auf ihrer Rückseite aus bestimmten Anrufungen und Koransprüchen, die, ähnlich wie der katholische Rosenkranz, mehrfach hintereinander wiederholt werden. Auf der Vorderseite des Papiers sind Quadrate gemalt, welche durch Diagonale wieder in Dreiecke eingeteilt werden. In jedes dieser Dreiecke wird dann die bestimmte Bitte, wofür die betreffende Laia helfen soll, eingeschrieben, oder bei ganz grossen Laias wird in jedes Dreieck ein anderer Wunsch notiert, so dass ein solches Amulet für alle möglichen Zufälle vorbeugt. Die Malams erhielten von den Dorf-Bewohnern Essen und unterrichteten dafür eine Anzahl kleiner Buben, welche schon so weit in den Wissenschaften vorgeschritten waren, dass sie etwas Arabisch schreiben und lesen konnten. Sie erhielten nun ein Kapitel aus dem Koran auf die Holztafel aufgeschrieben und lasen dasselbe mit lauter Stimme — und zwar alle zusammen — 40 bis 50 mal hintereinander herunter, bis es sich fest und unauslöschlich in den Köpfen eingeprägt hatte. Es war bewundernswert, mit welchem Eifer die kleinen Burschen an ihre Aufgabe herangingen, nachdem sie den ganzen Tag über die Schafe gehütet hatten und jetzt am späten Abend doch recht müde sein mussten. Unter den Fulbe habe ich niemals eine solche Abendschule bemerkt, wie überhaupt das Kanuri-Völkchen bedeutend fleissiger zu sein scheint, als die heute schon ziemlich verweichlichten Fulbe, welche in ihren ganzen Ansprüchen an das Leben, an Wohnung, Kleidung und Essen, die Bornu-Leute bei weitem übertreffen; dagegen ist, was geistige Bildung angeht, der Kanuri dem Fulben wieder voraus, so dass es hier oben eine überraschend grosse Anzahl von Schriftgelehrten gibt, welche in ihrem Koran wirklich recht gut Bescheid wissen. Der Fulbe ist im grossen und ganzen eine mehr aristokratische Natur, wenn auch nur im Sinne des Mittelalters, wo sich ja auch bei uns die Aristokratie mehr um das Schwert, als um die Feder kümmerte. Der Fulbe versteht es, seine Sklaven tüchtig zur Arbeit anzuhalten und übertrifft auch wohl heute noch an kriegerischem Mut alle andern zentralafrikanischen Völker. Dagegen sind die Fulbe-Lamiden gezwungen, für Sorgfalt erfordernde schriftliche

Arbeiten an ihren Höfen einen Kanuri-Malam zu halten. Dass der Bornumann die Arbeit für keine Schande ansieht, erkennt man schon daraus, dass überall die bedeutenderen Persönlichkeiten des Dorfes sich nicht scheuen, bei dem Heranschleppen der Verpflegung selbst mit Hand anzulegen, während in Fulbe-Gegenden sogar der Obersklave des Lamido stets würdevoll in Tobe und Schwert seiner Herde von Weibern voranschritt, welche allein die Kalabassen trugen, und es weit unter seiner Würde hielt, auch nur die geringste Handreichung persönlich vorzunehmen.

Am 3. Februar brachte uns ein sechsstündiger Marsch bis Gaua. Dieser Platz macht einen sehr verfallenen Eindruck, ob-



Wandernde Schua-Araber mit Reitochsen

schon die Spuren einer grossen Palastanlage dort noch vorhanden sind. Kurz vor diesem Orte begegnete uns ein prächtig gekleideter Reitertrupp. Es waren die Söhne der Sultane von Mandara und von Kuka, welche auf dem Wege nach Mora sich befanden. Die einzelnen Lamiden-Familien des Landes sollen überhaupt auf sehr regem Besuchsfusse stehen. Ferner sahen wir unterwegs einen Trupp wandernder Schuari-Araber mit ihren Reitochsen, von denen jeder neben einer erwachsenen Person auch noch mächtige Lasten zu tragen hatte.

Während der grössten Strecke des Weges herrschte wieder Buschwald vor, der nur in der Nähe der versteckt liegenden kleinen Dörfer ausgerodet war. Hin und wieder machte der Busch auch der offenen Grassteppe Platz, und diese Stellen waren alsdann von

ausserordentlich zahlreichen Antilopen bevölkert, die uns aber kaum auf 200 Meter herankommen liessen. Ausserdem bemerkten wir Feld- und Perlhühner in ganzen Scharen von 30 und mehr Stück.

Der Lamido von Gaua beklagte sich, dass er durch den zahlreichen Besuch, welchen er aus den Kreisen der Vornehmen Dikoas erhielt, stark gebrandschatzt würde, indem alle diese grossen Leute weitgehende Gastfreundschaft beanspruchten, ihm dafür aber niemals ein Gegengeschenk machten und sogar alle besseren Sachen, die sie bei ihm bemerkten, regelmässig mitnähmen. Selbst mehrere Geschenke des deutschen Stationsleiters von Dikoa seien ihm ohne weiteren Zeitverlust, sobald er aus dem Stationsgebäude herausgetreten wäre, von dem Sultan Sander konfisziert worden, so dass er sich stark mit dem Gedanken trug, das wenig lukrative Geschäft eines Ortsschulzen wieder mit der beschaulichen Ruhe des Privatmannes zu vertauschen.

Hinter Gaua führt der Weg durch vollkommen ebene Stoppelfelder, die von tiefen Rissen und Rillen gekreuzt sind, welche das Marschieren recht beschwerlich machen; sie rühren davon her, dass während der Regenzeit hier alles unter Wasser steht. Nach 2½stündigem Marsche hatten wir alsdann Dikoa erreicht.



Platz vor dem Palast des Rabeh in Dikoa (jetzt Stationsgebäude)

VI. KAPITEL.

Durch die Sultanate von Dikoa, Gulfei, Logone.

Ohne Sang und Klang ritten wir in Dikoa ein, und kein Mensch schien von unserer Anwesenheit irgend welche Notiz zu nehmen. Durch die gewundenen Strassen der Altstadt kamen wir bis an das von Rabeh neu gebaute Palastviertel, welches ein grosser, jetzt auch schon verfallener Torbau von dem Markte trennt. Am Haupttor der Stadt werden hier die Köpfe der hingerichteten Verbrecher auf Stangen gespiesst, und da Sultan Sander mit dem Kopfabschlagen ziemlich rasch bei der Hand sein soll, nickten auch jetzt wieder aus der Höhe vier fast schon zu Mumien eingetrocknete Schädel zu uns herab. In der Mitte der Palaststadt ist ein grosser Platz, dessen ganze Breite auf der einen Seite von der Hofburg Rabehs eingenommen wird, welcher die Moschee und der daranstossende Palast Fad-el-Allahs gegenüberliegen. Die dritte Seite ist von Gehöften vornehmer Einwohner begrenzt, zwischen denen hindurch der Weg nach dem früheren Niëbe-Palast führt, in welchem heute Sultan Sander residiert, und auf der vierten Seite war von Rabeh eine grosse Zisterne oder ein Brunnen geplant, welcher aber nicht über die ersten Ausschachtungsarbeiten hinaus gediehen ist. Im Rabeh-Palast, der zum deutschen Stationsgebäude eingerichtet ist, wohnte damals der Oberleutnant von Bülow und ausserdem die ganze Garnison von einigen 20 Schutztruppen-Soldaten und deren Weiber. Obschon die Franzosen auf der Suche nach dem Schatz des Rabeh, welcher der Sage nach hier irgendwo vergraben sein

soll, mehrere der besten Bauten in die Luft gesprengt haben, war für die Zwecke der deutschen Verwaltung in den stehengebliebenen Gebäuden noch reichlich Raum vorhanden. Die Häuser sind mit wenigen Ausnahmen durchweg einstöckig, und wo noch ein zweites Stockwerk, wie bei einem Nebengelass der Wohnräume des Stationsleiters und bei einem der Häuser des Sultanspalastes, vorhanden ist, bildet es doch nur einen sehr engen, spärlichen Raum, der mehr als ein Experiment des Architekten als zu Wohnzwecken gedacht erscheint. Die Häuser sind sämtlich mit flachen Dächern versehen, von deren festgestampftem Lehmdach in der Hauptsache der Regen wohl abläuft, wenngleich bei besonders stark auftretender Regenzeit auch das Wasser durch die Decke in die Wohnräume dringt. Sehr oft führen Treppen zu den Dächern hinauf, wo es sich in der Abendkühle und in mondhellen Nächten ganz herrlich sitzt und wo man die schöne weite Aussicht über die Stadt geniesst.

Bei meiner Ankunft war es mein erstes, Herrn von Bülow aufzusuchen, der mir erklärte, er sei hier gänzlich Privatmann und ich müsste mich um Unterkunft und alles, was ich sonst wünschte, an den Sultan wenden; er selbst sei nur Resident, übe beispielsweise keinerlei Gerichtsbarkeit aus und vertrete nur das Land in politischer Hinsicht den Engländern und Franzosen gegenüber. Auf der Station befand sich eine ganz hübsche Menagerie, bestehend aus zwei Löwen, zwei Leoparden, mehreren Antilopen und Wildschweinen und einer Zibethkatze und Manguste. Ich schickte darauf einen Mann zum Sultan, um diesem unsere Ankunft zu melden; derselbe kam mit dem Yerima, einem noch jungen Burschen, der als die rechte Hand des Sultans gilt, zurück, und es wurde uns ein grosses Gehöft zur Wohnung angewiesen. Obschon die meisten Gebäude desselben verfallen waren, fand sich doch genügend Platz sowohl für uns selbst als auch für unsere Leute; durch eine Reihe von winkeligen Gängen und Vorbauten gelangte man in das Hauptgemach, wo wir uns häuslich einrichteten; selbiges war ziemlich gross und hatte für die kurzen Deckbalken noch einen dicken Mittelpfeiler. Das Licht kam durch zwei Türen herein, deren eine zu den Nebengebäuden mit kleinem offenen Hof führte, welche wir für Koch und Boys bestimmten; die Pferde wurden im Hofe angekoppelt.

Nachdem wir uns etwas ausgeruht hatten, meldeten wir um ½5 Uhr beim Sultan unsern Besuch an und begaben uns zu seinem Palaste. Derselbe ist ein ganzes System von Höfen, Gemächern und Gängen. Auf dem freien Platze vor dem Haupttor stehen fort-

während fertig gesattelte Pferde für Boten, welche beständig bereit sein müssen, Befehle des Sultans nach andern Ortschaften zu überbringen. Ausserdem lassen auch dort die Besucher, welche sich beim Sultan befinden, ihre Pferde zurück. Wir durchschritten fünf Höfe, in deren jedem eine Wache herumlungerte. Ihre blank geputzten Perkussions-Flinten, Steinschloss-Gewehre und Schwerter hatten sie an der Wand aufgehängt, während sie selbst faul in den Ecken herumlagen; Speere sah man nur vereinzelt, Bogen und Pfeile fast gar nicht. Wir gelangten alsdann in einen Hof mit einigen Bäumen, in deren Schatten ein Violinspieler sich niedergelassen, der seinem einsaitigen Instrument mit einem Bogen aus Pferdehaar nicht üble Töne entlockte. Daneben hielt eine Anzahl Verkäuferinnen alle Arten verlockender Ware für die Damen des Harems feil. Im letzten Hofe waren die Besucher und einzelne Grosswürdenträger des Hofes versammelt, meist alte Männer mit blauer Tobe und weisser Mütze.

Ein Mattenvorhang schloss die Tür zu dem Gebäude, in welchem sich der Sultan aufhielt; er wurde zurückgeschlagen, der Yerima meldete mit gebogenem Knie unsere Ankunft und wir traten ein. Der Sultan ist ein ziemlich wohlbeleibter Herr in den besten Jahren, mit schwarzem Bart und kräftigen, semitischen Gesichtszügen. Wir erzählten ihm, dass wir gekommen seien, um uns das Land anzusehen und übergaben unsere Geschenke. Der Sultan meinte, dass das Land in den letzten Jahren sehr viel durchgemacht hätte, aber jetzt bei der Wiederkehr geordneter Zustände und unter dem Schutze der deutschen Regierung von neuem wieder aufblühen werde. Ueber seinem mit Kissen gepolsterten, schon mehr einem Bett ähnlichen Thronsitz hing ein billiges Oeldruckbild des Kaisers, sowie eine Büchse, welche Oberstleutnant Pawel ihm zum Geschenk gemacht hatte.

Wie schon das Wohnzimmer der Station erst durch Durchbrechen der Mauer mit Fensteröffnungen, welche Luft und Licht hereinlassen, von den Europäern einigermassen bewohnbar gemacht worden ist, so fehlten auch hier beim Sultan jegliche Fenster, und die einzige Tür liess nur so wenig unbestimmtes Licht hinein, dass wir auf unsern niedrigen Holzstühlen mit viereckigen, aus Gras geflochtenen Sitzen fast im Dunkeln sassen. Als wir uns verabschiedeten, begleitete uns der Sultan noch bis zu dem ersten Vorhof. Wir machten alsdann einen Spaziergang über den Markt und gingen darauf nach Hause. Nach Einbruch der Dunkelheit erschien der Yerima und brachte die Gegengeschenke des Sultans, welche in zwei Schafen, zwei Körben

Weizenmehl, Milch, Eiern, Zitronen, Honig und zwanzig Kalabassen mit Essen bestand, im Grunde genommen eine etwas schäbige Zusammenstellung; der Yerima erhielt nun auch seine Geschenke.

In Dikoa hielten wir uns vom 5. bis zum 21. Februar auf; einesteils um den Handel der Stadt kennen zu lernen, da eine grosse Karawane angekündigt war, welche aber schliesslich in dem englischen Mongono so lange zurückgehalten wurde, dass wir ihre Ankunft nicht mehr erlebten; dann aber kam am 8. Februar die Nachricht, dass Graf Fugger in Marrua ermordet worden sei, und wir hielten es für wünschenswert, bis zum Eintreffen weiterer Nachrichten in Dikoa zu bleiben, da unser Rückweg später über Marrua führte und wir annehmen durften, dass diese Tat nicht ohne ernstere politische Verwickelungen geschehen war. Während dieser Tage besuchten wir häufig den Markt und empfingen unserseits die Besuche von hervorragenden Bürgern Dikoas. In erster Linie kam der Sultan mehrfach zu uns, wie auch wir ihn in seinem Palaste verschiedentlich aufsuchten, bei welchen Gelegenheiten er uns auch in seinen Privatgemächern herumführte und selbst von der Höhe eines Daches herab einen Einblick in die Höfe seines Harems gestattete. Unter den Haremsdamen befanden sich mehrere recht hübsche Araberinnen und Baghuirmimädchen; sie vergnügten sich mit Tanz und Spiel; einige fielen uns durch ihre graziösen Bewegungen auf, wie denn überhaupt die ganze Gesellschaft einen für afrikanische Verhältnisse recht gefälligen Eindruck machte.

Unter unsern Besuchern befand sich auch der Malam der Station, welcher die Hochschule in Kairo besucht hat und ein verhältnismässig hochgebildeter Haussa ist. Der Markt in Dikoa ist räumlich sehr viel ausgedehnter wie der Garuaer Markt und wird von den Verkäufern täglich besucht; hauptsächlich werden Esswaren und Landesprodukte feilgeboten. An den Rändern des Marktes stehen einzelne bessere Verkaufsbuden, worin einheimische Handwerker ihre Erzeugnisse zur Schau gestellt haben, und mehrere anstossende Gehöfte sind das Absteigequartier der Tripolis-Kaufleute. Von diesen befanden sich damals allerdings nur vier Personen in Dikoa, welche ihre meisten Waren unter Aufsicht ihrer Verwandten nach Baghirmi und Wadai geschickt hatten und hier auf die Rückkehr ihrer Genossen warteten, um alsdann den Rückmarsch durch die Wüste anzutreten. Der Weg durch die Wüste sollte zur Zeit für grössere Karawanen ganz sicher sein, welche beladen ungefähr drei Monate bis zur Küste brauchen;

ein Reisender, welcher nicht von grösserem Gepäck behindert würde, könnte den Weg sogar in 72 Tagen zurücklegen.

Am 6. Februar sahen wir uns die sonntägliche Parade an; selbstverständlich verstehe ich darunter den muhamedanischen „Sonntag", nämlich den Freitag, an welchem sich Schefu Sander (Bornu-Umbildung des arabischen „Chech", wie der Sultan von Rechts wegen betitelt ist, während er selbst allerdings den imposanteren Titel Sultan vorzieht) morgens 9½ Uhr mit seinen Getreuen in grossem Aufzuge ins Freie begibt und unter dem Spiel der Musikkapellen Reiterspiele und Uebungen der Fusstruppen vorgenommen werden. Der Sultan trug ein Festkleid aus



Sultan Sander mit Gefolge (Dikoa)

Goldbrokat, welches wir ihm geschenkt hatten, und ein blau-weiss-roter Sonnenschirm, der an eine lange Stange gebunden war, schützte ihn gegen die Sonne; sein Pferd zeigte silbergesticktes Zaumzeug und hinter ihm wurden zwei weitere gleich geschmückte Rosse geführt. Alles in allem zählte ich ungefähr 250 Reiter und 400 Mann Fussvolk; die Reiter hatten Gewehre über der Schulter hängen und trugen in der Hand lange Speere; das Fussvolk war mit allen möglichen Arten Gewehren ausgerüstet, von der Steinschloss-Flinte bis zum Perkussionsgewehr und modernen Hinterlader, viele darunter hatten auch französische Chassepot-Karabiner Die eigentliche Leibgarde bestand aus halbwüchsigen Burschen, die lange rote Röcke trugen und mit Perkussionsflinten ausgerüstet waren. Unter den Anführern der verschiedenen Fähnlein befanden sich auch zwei seiner Brüder, und unter den übrigen

fiel uns besonders ein Obersklave in feuerrotem Sammetrock auf, als eine wahre Riesengestalt; sonst waren wohl alle denkbaren Kostüme vertreten, vom Wattenpanzer bis zum geblümten Kaftan der Mittelmeerländer, und unter den Kopfbedeckungen bemerkte man ebensowohl den einfachen Fez wie auch phantastische breite Turbane und die in Spitzen auslaufende kronenförmige Mütze, wie sie in unsern Märchenbüchern mit Vorliebe die Mohrenkönige tragen. Eine Abteilung der Fusstruppen bestand aus Muskusklaven, welche, ein Leopardenfell über dem Rücken, mit ihrem nationalen Wurfmesser bewaffnet waren. Die Anführer hatten die Säbel gezückt, und man sah hier neben europäischen Kavallerie-Pallaschen türkische Krummsäbel sowie gerade Haussa-Schwerter. Vom militärischen Standpunkte aus war der Aufzug nur eine Komödie, während der nicht kritisch veranlagte Zuschauer sich an dem farbenprächtigen Schauspiel erfreuen konnte. Interessant war eine Reliquie aus der glorreichen Zeit des Rabeh, nämlich eine Anzahl möglichst hässlicher Weiber, welche damals die Aufgabe hatten, zaghafte Krieger mit der Peitsche ins Gefecht zu treiben.

Das Wetter war während unseres Aufenthaltes meist recht kühl; ausserdem herrschte mittags ein ständiger kalter Wind, der dichte Staubwolken mit sich führte und manchmal jede Bewegung ausserhalb des Hauses verbot.

Am 16. Februar marschierte Oberleutnant von Bülow nach Marua und liess nur einen schwarzen Unteroffizier mit mehreren Soldaten in Dikoa zurück. Er wollte sich nämlich mit der Truppe aus Garua vereinigen, die Mörder des Grafen Fugger zu bestrafen. Später sollte alsdann Leutnant Nitschmann die Station übernehmen, und wir hatten nunmehr die Absicht, dessen Ankunft abzuwarten, um zu hören, wie die Verhältnisse in Marrua stünden. Unter unsern Leuten machten sich während dieser Tage mehrere Krankheitsfälle bemerkbar; die häufigste Erscheinung war eine heftige Lungenentzündung, welche wahrscheinlich durch das ungewohnte kühle Wetter hervorgerufen wurde.

Am 17. Februar starb einer unserer Träger an dieser Krankheit und wurde am andern Morgen begraben. Seine Kameraden hatten die Leiche in Matten gehüllt und eine $^3/_4$ Meter tiefe Grube innerhalb der Stadt unmittelbar an der Ringmauer ausgehoben. Als ich wegen dieser geringen Tiefe Einwendungen machte, wurde mir bedeutet, dass dies allgemeine Landessitte sei. Die Grube war so eng, dass die Leiche nur gerade Platz darin fand; sie wurde mit dicht übereinander gelegten Holzknüppeln

überdeckt, auf welche eine Lage Stroh kam, alsdann wurde der lehmige Boden mit Wasser zu einem Brei angemengt und davon eine faustdicke Schicht über das Stroh gebreitet, so dass die Grube einigermassen dicht verschlossen war, darüber wurde zuletzt der Rest der ausgehobenen Erde geschüttet. Der ganze Vorgang nahm sehr wenig Zeit in Anspruch; die Gräber werden wohl deshalb innerhalb der Stadtmauer angelegt, damit bei dieser oberflächlichen Einscharrung die Hyänen nachts von der Leiche fern gehalten werden.

Bei der Rückkehr von dem Begräbnis sah ich auf der Strasse ein paar kleine Burschen, welche, genau wie die Jugend in Deutschland, sich mit Steckenpferdreiten vergnügten; sie hielten einen Stock zwischen den Beinen, um dessen oberes Ende ein Fetzen Matte herumgewickelt war, welcher wohl den Kopf des Rosses vorstellen sollte; es war mir dies um so auffallender, als ich eigentliche Kinderspiele in Afrika nie bemerkt habe.

Als wir am 20. Februar von einem Spazierritt nach Hause kamen, lief uns der Dolmetscher Breima freudestrahlend entgegen und erzählte, es wäre ihm gelungen, das Weib zu fassen, welches unsere Leute behext und krank gemacht hätte; der Verstorbene sei auch verzaubert gewesen, und jetzt läge neuerdings wieder ein Mann krank darnieder, bei dem der Zauber schleunigst wieder aufgehoben werden müsse. Zu diesem Zwecke habe er die schuldige Zauberin eingefangen. Diese wurde uns alsdann in der Gestalt eines spindeldürren Weibes vorgeführt, welches man in schmerzhaftester Weise über und über mit Schnüren gebunden hatte, so dass sie sich kaum zu rühren vermochte. In der Nähe lag der Kranke und keuchte und stöhnte. Die Veranlassung und der Vorgang des Zaubers hatte sich nach Aussage der Leute folgendermassen zugetragen:

Unser Träger habe in dem Gehöft des Weibes, welches einen guten Brunnen besitzt, Wasser geholt, alsdann, dicht in der Nähe des Brunnens, auch seine Lumpen gewaschen, so dass das Wasser in Gefahr geriet, verunreinigt zu werden, und dann ausserdem neben dem Brunnen ein natürliches Bedürfnis verrichtet. Darüber sei das Weib gekommen und habe dem Manne sein wenig schönes Verhalten untersagt; unser Arbeiter habe frech geantwortet, ein Wortstreit sei entstanden und im Verlauf desselben habe ihn die Alte behext: „zur Strafe solle von jetzt ab sein Leib verhärten, so dass er daran sterben müsse“. Als der Mann nach Hause gekommen sei, habe er sich sofort unwohl gefühlt und niederlegen müssen; Zeugen des Vorgangs hätten auf das Weib aufmerksam

gemacht, welches man nun glücklicherweise eingefangen hatte. Die arme Alte zitterte vor Furcht, was mit ihr geschehen würde und war unerschöpflich in ihren Danksagungen, als ich sie losbinden liess und ihr noch als Schmerzensgeld einen Taler schenkte. Das merkwürdige an der Sache aber war, dass scheinbar die ganze Bevölkerung gegen die Hexe Partei nahm und dass man sie aus ihrem Gehöfte heraustrieb und aus dem Kreise der Familie verstiess.

Diese Zauberer werden hier zu Lande „Mai" genannt und besitzen den sogenannten „bösen Blick". Ihre geheimnisvolle Wissenschaft vererbt sich von den Eltern auf die Kinder, jedoch nicht unbedingt, so dass nur ein Teil der Nachkommenschaft auch über Zauberkünste verfügt. Die Mais sollen nächtliche Zusammenkünfte veranstalten und dabei Leichen ausscharren und verzehren, dann sind sie aber für gewöhnliche Sterbliche unsichtbar und werden nur von solchen Leuten erblickt, die eine besonders starke Medizin besitzen. Sie unterstehen einem Oberhaupte, das unbegrenzte Gewalt über seine Gemeinde ausübt. Hat ein Mai einen Menschen behext, und gelingt es, ihn einzufangen, so ruft man den Ober-Mai herbei. Dieser besitzt eine Medizin in Pulverform oder eine Flüssigkeit, welche er in die leicht aufgeritzte Haut einreibt, alsdann gibt er dem Kranken eine Ohrfeige und befiehlt gleichzeitig dem eingefangenen Mai, den Zauber von dem Kranken aufzuheben, worauf bei dem letzteren die Gesundung eintritt und der Ober-Mai für seine Bemühungen einige Hundert Kauris erhält.

Am nächsten Tage wurden noch zwei weitere Leute als krank gemeldet, so dass ich dieselben am 22. Februar, dem Tage des Abmarsches von Dikoa, zurücklassen musste. Einer von den Dreien ist verstorben, während die beiden andern wieder gesund wurden und nach Garua zurückkehrten.

Weil Leutnant Nitschmann immer noch nicht eintraf, und auch über seine voraussichtliche Ankunft nichts sicheres in Erfahrung zu bringen war, entschlossen wir uns am 22. Februar wohl oder übel zum Weitermarsch. Tags vorher hatten wir beim Sultan unsern Abschiedsbesuch gemacht und glaubten, dass wir ebenso wenig zeremoniös wie wir eingerückt waren, Dikoa wieder verlassen würden. Somit waren wir schon eine Viertelstunde von der Stadt entfernt, als ein Reiter nachgesprengt kam, der die Mitteilung brachte, der Sultan wolle uns noch ein Stück begleiten. Wir hielten natürlich an und warteten eine volle halbe Stunde auf das Erscheinen des hohen Herrn. Endlich näherte er

sich an der Spitze einer zahlreichen Reitertruppe und ritt noch eine grössere Strecke mit uns landein, wobei wir einige höfliche Redensarten wechselten; dann verabschiedete er sich in der herzlichsten Weise.

In der nächsten nordöstlichen Umgebung von Dikoa herrscht unfruchtbarer und sandiger Boden vor, der zwar zum Teil auch angebaut, zum Teil aber mit niedrigem Dorngestrüpp bestanden ist. Erst wenn man sich weiter von Dikoa entfernt, wird der Boden andauernd besser und bildet während der Regenzeit jedenfalls einen einzigen grossen Morast; jetzt war er vollkommen eingetrocknet und nach allen Richtungen von tiefen Rissen durchfurcht. In den Feldern fiel uns besonders viel Baumwolle und Tabak auf. Wir kamen an mehreren grösseren Ortschaften vorbei, in deren Nähe reiche Viehbestände weideten. Der Baumwollbau scheint hier im Gegensatz zu Adamaua rationeller betrieben zu werden, denn wir bemerkten fast nur ein- bis zweijährige Pflanzen, woraus mir hervorzugehen schien, dass hier nicht die Stauden bis zur absoluten Grenze jeder Ertragsfähigkeit 7, 8 und mehr Jahre stehen bleiben. Die Tabakspflanzen waren hoch aufgeschossen und kräftig, hatten aber nur ein kleines dickrippiges Blatt. Zahlreiche Antilopen trieben sich auf den Stoppelfeldern umher, waren aber sehr scheu; ausserdem befanden sich überall Leute bei der Feldarbeit, so dass man schon aus diesem Grunde von der Jagd lieber absah.

Nach $4^1/_2$stündigem Marsche erreichten wir Logomane. Der Dorfschulze und die Einwohner waren recht freundlich und brachten genügend Essen für die Leute; nur die Milch war ungeniessbar, weil nach Landessitte mit Kuh-Urin vermischt, eine in Bornu allgemein verbreitete sehr merkwürdige Geschmacksrichtung.

Der nächste Tag brachte uns wieder nach $4^1/_2$stündigem Marsche nach der alten Soh-Stadt N'gala. Ungefähr bis zur Hälfte des Weges lagen rechts und links die gewöhnlichen Stoppelfelder; der spätere Teil schien während der Regenzeit noch mehr unter dem Einfluss von Wasser zu leiden, denn die Felder waren nach allen Richtungen von Abzugsgräben durchfurcht, welche, mit niedrigen Dornbäumen eingefasst, die einzige Abwechslung in diese vollkommen flache und einförmige Ebene hineinbrachten. N'gala liegt in einem kleinen Gehölz von Dornbäumen und ist von den Resten einer früher zweifellos recht imposanten Ringmauer umgeben. Wir nahmen in der auch schon zum grössten Teil in Trümmern liegenden Stadtburg Wohnung, in welcher einige Häuser neu errichtet waren, wie besonders unser spezielles

Wohngemach, das durch ein sehr sorgfältig gearbeitetes Dach, schön glatt gestrichene Wände und ebensolchen harten Fussboden sich auszeichnete. Die Baulichkeiten der Burg liegen auf einem Hügel, von dem es sich schwer sagen lässt, ob er von der Natur schon vorhanden war oder erst künstlich aufgeschüttet wurde; derselbe ist ringsum durch eine steile Mauer befestigt worden. Durch einen Torweg gelangt man in den kleinen Innenhof, von welchem Treppen und Gänge nach den Wohnräumen führen, die meist als alleinstehende Häuser geräumig und luftig angelegt sind. Einzelne besitzen ein flaches Dach, welches man



Tor der Burg von N'gala

vermittels Treppen besteigen kann, und von wo aus der Blick weit in die Ferne über die Häuser der Stadt, die alte Umwallung, das Gehölz und die dahinter liegende weite Tiefebene schweift. Leider sind heute Treppen und Gänge in einem derartigen Zustand, dass man von der ursprünglichen, zweifellos grossartigen Anlage nicht mehr viel vor sich sieht und sich nur mit starker Inanspruchnahme der Phantasie in die alten Zeiten zurückversetzen kann. Vor der Burg befindet sich ein Brunnen, der wohl bis zum Wasserspiegel eine Tiefe von 30 Metern und einen Durchmesser von 1 Meter besitzt; sein Wasser war klar, doch fade von Geschmack.

Hier geht die Sage, dass die frühere Bevölkerung vor der Einwanderung der Kanuris über Riesenkräfte verfügt

habe, so dass die Weiber mit Töpfen von mehreren 100 Litern Inhalt zum Wasserholen gingen, von denen übrigens die Scherben noch allenthalben herumlagen und sich besonders durch sorgfältigen und vorzüglich harten Brand auszeichnen; wahrscheinlich haben wir darin die Reste einer Indigofärberei vor uns; zwei Männer dieses Riesengeschlechtes hätten genügt, um einen auf der Jagd getöteten Elefanten nach Hause zu tragen.

Nach Nachtigal soll die Burg bekanntlich ein Mausoleum sein, in welchem 35 Könige begraben liegen. Die Einwanderung der Kanuris erfolgte anfangs des 16. Jahrhunderts, und so ist es



Am Komadugu - Libeh

nicht zu verwundern, dass ich von diesen Gräbern nichts mehr bemerkte, während allerdings Nachtigal erzählt, dass er noch die aus der Erde hervorragenden Gebeine der Könige gesehen habe.

Der nächste Tag brachte uns schon bis zur Grenze des Sultanats Dikoa, welche heute der Komadugu-Libeh bildet; die Grenzstadt heisst Vulgo und wird zur Wasserzeit von den Fluten des Tsade berührt. Auf dem gegenüberliegenden Ufer des Komadugu-Libeh liegt der Ort Ssuaram, der schon dem Sultanat Gulfei untersteht. Das Gelände, durch welches wir marschierten, blieb in der Hauptsache unverändert; überall schwerer, schwarzer Boden und allenthalben grössere, anscheinend wohlhabende Dörfer. Der letzte Teil des Weges brachte uns mehrfach in die Nähe des Libeh-Flusses. Die Ufer sind in der Nachbarschaft der Dörfer

mit Weizen- und Zwiebelfeldern bestanden, die jetzt während der Trockenzeit einer künstlichen Bewässerung bedürfen. Zu diesem Zwecke hat man Schöpfbäume angelegt, welche das Wasser aus dem Flusse heraufholen und auf demselben Prinzip beruhen wie die Schöpfvorrichtungen der Brunnen in der ungarischen Puszta. Das Ufer von Ssuaram ist ziemlich hoch, und man hat von hier aus eine hübsche Aussicht über eine längere Strecke des Flusslaufes. Die Fähre bestand aus zwei Flössen, dicken Reisigbündeln, welche



Der Mai von Mafate nebst Gefolge

mit Stricken zusammengehalten wurden. Das Wasser des Libeh ist ziemlich tief, zeigt aber fast gar keine Strömung.

Unterwegs kam uns schon ein Trupp glänzend gekleideter Reiter entgegen, welche sich als der Mai von Mafate, sowie als ein Bruder des Sultans von Gulfei mit Gefolge auswiesen. Sie ritten mit uns bis zur Fähre zurück, während wir nach Vulgo übersetzten, um von hier aus einen Ausflug nach dem zur jetzigen Jahreszeit eine halbe Stunde entfernten Tsade zu machen. Die ganze Umgebung besteht aus morastigen und rissigen Feldern, wo das Wasser beim Zurücktreten Hohlräume unter der Oberfläche gebildet hat, so dass der Fuss fortwährend einbricht und die

Jagd auf diesem Gelände, trotz des ziemlich grossen Wildreichtums, ausserordentlich anstrengend ist. Die Verpflegung durch das Oberhaupt von Vulgo war sehr reichlich, und ausserdem fanden wir auf dem Markte grosse Mengen von Gemüse, was für unsere Küche besonders erwünscht war. Neben allen Sorten Korn erstanden wir Erdnüsse, Bohnen, Zwiebeln, bittere Tomaten, einige gurkenähnliche Früchte und sogar regelrechte Wasserkresse. Die Verkäuferinnen waren meist Schuari-Araberinnen, deren kleine Dörfer wir überall unterwegs hatten liegen sehen. Obschon einzelne von ihnen eine etwas hellere Hautfarbe zeigten, unterschieden sie sich in der Hauptsache von den Kanuris nur durch den ovalen Gesichtsschnitt und das längere Haar, welches, in kleine Zöpfe geflochten, bis auf die Schulter herabhing. Ihren einzigen Schmuck bildeten Perlen, welche in allen möglichen Sorten getragen wurden. Neben dem einfachen durchlöcherten Glasmarble sah man dünne kleine Stückchen echter Edelkoralle, opalfarbene Perlen, sowie milchige, türkisblaue und marmorierte Stäbchen- und Ringelperlen; sodann fehlte auf der Mitte des Kopfes niemals ein durchlöchertes, herzförmiges, blaues oder weisses Glasplättchen; man trifft dieses übrigens auch in Adamaua an, wo die Frauen aber vorziehen, sie in grösserer Menge aufgereiht um den Hals zu tragen.

Am 25. Februar machten wir einen Ausflug nach dem Tsade. Bezüglich der verschiedenen Schreibweise dieses Namens möchte ich feststellen, dass die von Nachtigal gewählte Form „Tsade" bei weitem die richtigste ist, jedoch wird das „T" nur ganz weich ausgesprochen, und Tsade mit „D" geschrieben entspräche der ortsüblichen Sprechweise noch besser. Je näher man dem Wasser kommt, desto rissiger und brüchiger wird der Boden, und in dieser Jahreszeit ist er mit den Resten eines vertrockneten Pflanzenwuchses bedeckt. Um den See herum ziehen sich in konzentrischen Kreisen dichte Gebüsche einer blühenden Akazie, welche, mit Papyrus-Stauden versetzt, ein undurchdringliches Dickicht bilden, nur ein schmaler Fusspfad führt hindurch; dazwischen liegen immer wieder Strecken offenen Morastbodens. Auch die eigentliche Wasserfläche nahm gerade in einem solchen Akaziendickicht ihren Anfang, sie sollte sich in dieser Weise noch über eine halbe Stunde Weges weiter hinziehen, bevor man ein Stück freien Wasserspiegels erreichte; um dahin zu gelangen hätten wir aber bis unter die Arme im Morast waten müssen, und wir begnügten uns deshalb mit dem idealen Erfolg, wenigstens im Wasser des Tsade unsern Durst gelöscht zu haben. Von dem

reichen Tierleben des Sees gaben herumliegende Flusspferdknochen und die gezahnten Kiefer riesiger welsartiger Fische Zeugnis.

Nach unserer Rückkehr klagte uns der Mai von Vulgo, dass mehrere seiner Leute auf der Gulfei-Seite des Flusses von Arabern durch Speerstiche verwundet worden seien; es schien aus dieser Erzählung so viel hervorzugehen, dass die Freundschaft zwischen Dikoa und Gulfei, wenigstens in den Grenz-Distrikten, keine ganz ungetrübte ist.



Schua-Araber in Vulgo

Am nächsten Tage marschierten wir bis zu dem kleinen Dorfe Abari; dasselbe ist ausschliesslich von Makari-Leuten bewohnt. Der Mai von Mafate gab ihnen strengste Anweisung, nachts über unser Gepäck zu wachen, da sich in dieser Gegend viel räuberisches Arabergesindel herumtreiben soll. Die Leute entzündeten dann auch rings um das Dorf Wachtfeuer, neben welchen sie sich, mit Speeren bewaffnet, niederhockten, während andere eine Strecke weit feldeinwärts an den Zugangsstrassen Posten fassten. Unterwegs erspähten wir eine grosse Antilopenherde, die ich wohl auf 75 Tiere schätzte, von denen die Böcke die Grösse

unserer Hirsche hatten. Es gelang uns, zehn derselben zur Strecke zu bringen, so dass nicht nur unsere Leute im Fleische schwelgten, sondern auch für die Bewohner von Abari ein paar hübsche Braten abfielen.

Mafate liegt von Abari knapp drei Marschstunden entfernt. So oft wir wieder einer neuen Stadt uns näherten, empfanden wir lebhaftes Bedauern, sie nicht einige Jahrzehnte früher gesehen zu haben, denn, da die Befestigung heute überflüssig wird und bei dem wenig widerstandsfähigen Material während der aufgeregten Rabeh-Jahre stark gelitten hat, ist vieles davon schon zertrümmert und lässt die ursprüngliche Grossartigkeit der Anlage nur mehr erraten. Die Ringmauer von Mafate ist ungefähr vier Meter dick; die Burg ist wiederum wie in N'gala zitadellenförmig im Mittelpunkt der Stadt auf einem Hügel gelegen. Im Innern führen lange Gänge, die sich stellenweise zu grösseren Höfen erweitern, auf welche dann die Wohnräume münden, in schneckenförmigen Windungen bis auf die Höhe des Hügels, von wo aus man wiederum einen sehr schönen Ueberblick gewinnt. Die Audienzhalle liegt am Eingang der Burg. Sie zeichnet sich durch vier Türen und zahlreiche fensterähnliche Oeffnungen aus und war dadurch ausserordentlich luftig und für uns als Wohngemach sehr geeignet. Allerdings wurde der Hauptraum von der Thronestrade eingenommen, welche in keiner Audienzhalle der Makaris fehlt, und hier ungefähr drei Meter Breite, zwei Meter Länge und 1 1/2 Meter Höhe über dem Erdboden mass. Die Wände waren mit feinem roten Lehm ausserordentlich sorgfältig geglättet und stellenweise mit Russ schwarz gemalt.

Auch in Mafate liess die Aufnahme nichts zu wünschen übrig. Fleisch war durch die Jagd in grossen Mengen vorhanden, Korn wurde herbeigebracht, und selbst die Milch war von vorzüglicher Güte, nachdem wir dem Mai einen längeren Vortrag über die Art des Melkens, Reinlichkeit der Gefässe und europäische Geschmacksrichtung gehalten hatten. Wir erstanden hier eine aus Eisen gefertigte Klarinette, welche oben und unten zwei mit Kauri-Muscheln verzierte, spindelförmige Verdickungen hat, in eine messingene pfeifenförmige Schallöffnung ausläuft und einen ausserordentlich starken Ton besitzt, dafür aber auch mit Aufbietung aller Lungenkraft gespielt werden muss. Diese Instrumente trifft man vielfach in den Tsadsee-Ländern an, doch sollte gerade dieses Exemplar schon sehr alt sein und in früheren Jahren eine bedeutende Rolle als Kriegstrompete gespielt haben, so dass ihr ein noch grösserer Aberglaube anhaftete, als an

andern Orten den Kriegstrommeln, deren Mitnahme für den Erfolg eines Feldzuges stets von einschneidendem Einfluss gewesen sein soll. Es trennte sich der Mai deshalb auch nur mit grossem Widerstreben von seiner Zauberflöte, und erst ein Angebot von 11 neuen Maria-Theresien-Talern, also ein ganz ungeheurer Preis, überwand seine letzten Bedenken.

Die nächste Nacht verbrachten wir in dem Städtchen Wulegi, nachdem wir unterwegs acht grosse Antilopen, ein Hartebeest und eine mächtige Wildsau erlegt hatten. Auf der grösseren Strecke des Weges herrschte Parklandschaft vor, Grassavanne mit lichtem



Hof der Burg von Mafate

Dornbusch durchsetzt. Mehrfach bemerkten wir grössere Herden von Antilopen, Hartebeestern und vereinzelte Gazellen. Die Hartebeester sind ausserordentlich scheu und liessen uns kaum auf 400 Meter herankommen. Wulegi ist auch eine grössere Stadt und die Wohnung des Mai wiederum ein burgähnlicher Bau, doch bei weitem nicht so schmuck und luftig wie die Zitadelle von Mafate. Der Mai kam uns ziemlich weit entgegengeritten, und wir fanden bei unserm Eintreffen schon grössere Vorräte von Milch, Eiern und Kornkuchen bereit gestellt.

Bei der herrlichen Jagdgelegenheit entschlossen wir uns, die Strecke nach Gulfei in zwei Tagemärsche einzuteilen und verblieben am nächsten Abend in dem Schuari-Dorf Keneboja. Die

Hütten der Schuari sind äusserst primitiv aus Strohmatten hergestellt. Gegen nächtliche Einbrüche von Raubtieren wird das Dorf durch eine dichte Dornhecke geschützt; im Mittelpunkte desselben liegt der Kraal, ein zweiter Dornenkreis, wohin abends die Viehherde getrieben wird; das Ganze macht den Eindruck eines Wanderlagers und erinnert an die noch gar nicht lange zurückliegende nomadenhafte Vergangenheit der Schuari-Araber. Heute sind sie sesshaft geworden und besitzen neben grossen Rindvieh- und Schafherden besonders auch eine Menge zahmer Strausse. Die Leute nahmen uns sehr freundlich auf und ver-



Eingang der Hofburg von Gulfei

sorgten unsere Träger reichlich mit Kornkuchen und uns selbst mit grossen Kalabassen ausgezeichneter Milch.

Von Vulgo ab ist die Gegend nicht annähernd mehr so bevölkert, wie auf dem Gebiet von Dikoa, und weite Strecken sind noch von dem niedrigen Dornbusch bedeckt, der nur stellenweise in der Nähe von Wasserpfützen durch grössere Bestände einer sehr hohen und dicht belaubten Tamarindenart abgelöst wird. In solchem schattigen Hochwald herrscht ein merkwürdig grünlicher Farbenton, der durch das ausserordentlich dunkle, fast blaugrüne Laub und die schwärzlichen Stämme der Bäume hervorgerufen wird und in seiner kräftigen Eigenart ausserordentlich gegen die blassen Farben des Dornbusches absticht.

Ein dreistündiger Weg brachte uns vor die Stadt Gulfei. Der Sultan, eine hohe, tiefschwarze Gestalt mit energischen Gesichtszügen, war uns eine Stunde weit entgegengeritten. Seine Kleidung bestand aus einem Kaftan von breit blau und rot gestreiftem Sammet mit violetter Einfassung. In seinem Gürtel steckten zu dem kleinkalibrigen französischen Militärgewehr passende Patronen. Seine Beinkleider waren aus rotem Flanell. Er empfing uns an der Spitze seiner Reiterei, die, in zwei Schwadronen eingeteilt, meist mit Hinterladern bewaffnet (Chassepot-Karabiner) und gut beritten, eine gar nicht zu verachtende Truppe darstellte. Unter den Mauern von Gulfei waren die Fusstruppen angetreten, ebenfalls mit Gewehren ausgerüstet, hier allerdings meist Perkussions-Schrotflinten.

Das weibliche Geschlecht hatte sich auf dem linken Flügel der Aufstellung versammelt, und als wir den freien Platz erreichten, sprengte der Sultan in Karriere auf die Damen zu, wobei er seinen Speer über dem Haupte schwang. Die Weiber beantworteten diese Aufmerksamkeit durch laute Zurufe und lebhaftes Schwenken ihrer Umschlagtücher.

Die Stadt Gulfei hat die Form eines ziemlich regelmässigen Rechtecks und ist von einer etwa sechs bis acht Meter hohen Mauer umgeben, über welche die höheren Baulichkeiten der Stadt noch hinausragen. Der ganze Innenraum ist vollkommen bebaut, so dass kein Marktplatz vorhanden ist und als solcher der freie, etwa 200 Meter breite Raum zwischen Schari-Ufer und Stadtmauer dient. Das uns zur Wohnung angewiesene Gebäude nahe dem Gehöft des Sultans bestand aus einer Reihe von Innenhöfen, umgeben von viereckigen, zweistöckigen Häusern; ausserdem fanden unsere Leute in mehreren grossen, runden, einstöckigen Bauten vorzügliche Unterkunft. Gulfei macht einen weit städtischeren Eindruck als alle bisher berührten Orte. Die Strassen sind sehr eng und ziehen sich äusserst winkelig zwischen den hohen Umfassungsmauern der Gehöfte hin, welche nach arabischer Sitte nur eine einzige schmale Türöffnung aufweisen. Der Schari ist hier ein majestätischer breiter Strom, der von zahlreichen Kanoes belebt wird. Sie sind hinten breit abgeschnitten und laufen vorn in einen langen, aufwärts gekrümmten Schnabel aus. Am hinteren Ende sind fast ausnahmslos grosse dreieckige Schöpfnetze angebracht. Wir blieben mehrere Tage in Gulfei, welche wir dazu benutzten, um die Handelsverhältnisse der Stadt kennen zu lernen. Morgens machte uns gewöhnlich der Sultan seinen Besuch, der ungefähr ½ Stunde in Anspruch nahm und

bei welcher Gelegenheit die verschiedenartigsten Themata zur Sprache kamen. Jedesmal brachte er uns eine andere Ueberraschung: heute das Horn eines Rhinozeros, dann eine junge Manguste, dann einige hübsche Löwenfelle, schön geflochtene Körbe und was derartige Raritäten mehr waren. Auf seine besondere Bitte schenkten wir ihm ein Dutzend Socken, sowie einige Dosen Tee, wobei er allerdings die bunt lackierten Gefässe höher als den Inhalt schätzte, sowie verschiedene Medizin. Die Verpflegung für unsere Leute war nicht übertrieben reichlich, aber genügend, zumal uns die Jagd täglich mehrere grosse Anti-



Freitags-Parade in Gulfei

lopen einbrachte. Die am Freitag stattfindende Parade war nicht so grossartig wie der Aufzug in Dikoa, doch machten die Leute des Sultans Sakara einen bedeutend kriegerischeren Eindruck wie die Truppen von Dikoa und waren auch durchgängig besser bewaffnet als jene. Im Laufe der Tage gelang es uns, zwei unserer ermüdeten Pferde gegen frische, sehr kräftige Hengste des Sultans einzutauschen. Auf der andern Seite des Schari haben die Franzosen einen militärischen Posten errichtet, dem ein europäischer Unteroffizier vorsteht, mit dem wir in Verbindung traten.

Gulfei kann als Mittelpunkt für die Straussenzucht gelten, welche besonders von den Arabern ausgeübt wird; ausserdem kommt im Laufe des Jahres aus dem Südosten etwas Elfenbein

auf den Markt, welches gleichfalls von den Tripolis-Händlern aufgekauft wird. Die Franzosen sind zur Verpflegung ihrer Leute ganz von der deutschen Schari-Seite abhängig; so sandte während unserer Abwesenheit der Kommandant von Fort Lamy mehrere unbewaffnete Soldaten zum Einkauf von Lebensmitteln auf den Markt von Gulfei.

Wie schon angedeutet, macht der Sultan Sakara einen ausserordentlich sympathischen, energischen und selbstbewussten Ein-



Haus in Gulfei

druck, und er weiss vorzüglich die Ruhe und Ordnung in seinem Lande aufrecht zu erhalten, trotz zahlreicher Intriguen der Franzosen, denen dieser tatkräftige Mann sehr im Wege steht, da er sie verhindert, die Bewohner von der deutschen Seite in ihr wenig bevölkertes Gebiet hinüberzuziehen. Das Makariland ist offenbar im Aufblühen begriffen und geht zweifellos einer günstigen Zukunft entgegen. (Siehe Titelbild.)

Am 8. März marschierten wir wieder von Gulfei ab. Eine Menge Reiter in festlichen Gewändern, der Sultan an der Spitze, gaben uns noch eine Stunde weit das Geleite. Der Abschied war ein sehr herzlicher, und Sultan Sakara gab seiner Hoffnung Aus-

druck, dass es in absehbarer Zeit in Gulfei zur Gründung einer europäischen Handels-Niederlassung kommen werde.

Nach nicht ganz vier Marschstunden erreichten wir den Ort Mara. Dies ist ein grösserer Platz und hat als Vis-à-vis auf der andern Seite des Flusses ebenfalls einen französischen Posten, bestehend aus einem schwarzen Unteroffizier und einem Gemeinen. Kurz nach unserer Ankunft kamen sie herüber, um uns zu begrüssen. Während des Marsches hatten wir nur selten den Schari aus den Augen verloren, der hier durchschnittlich eine Breite von 600 Metern besitzt. Die Ufer fallen meist steil bis zum Wasserspiegel 10 Meter ab, so dass man von ihrer Höhe einen hübschen Ueberblick über die Flusslandschaft geniesst; stellenweise erweitert sich das Flussbett bis zu 2000 Meter Breite und ist dann von breiten gelben Sandbänken durchzogen, an deren Rand sich ungemein zahlreiche Alligatoren sonnen; an manchen Stellen zählten wir bis zu 40 Stück dieser riesigen Eidechsen. Das Wasser des Schari hat eine weisslichgrüne Farbe; die Ufer des Flusses sind mit zwar niedrigem, aber ungemein dichtem Dornbusch eingefasst.

Während der Februar manchmal empfindlich kühl war, hatte sich in den letzten Tagen plötzlich starke Hitze eingestellt, so dass den Trägern sowohl, als auch uns selbst das Marschieren in der sengenden Sonnenglut sehr beschwerlich fiel.

Der nächste grössere Platz hinter Mara heisst Mulvei. Er hat offenbar sehr an Bedeutung verloren, und der Raum innerhalb der Mauern ist heute höchstens zum zehnten Teil bebaut; den ganzen Rest hat der Dornbusch schon wieder in Besitz genommen. Die Ringmauer ist völlig verfallen. Unterwegs bemerkten wir mehrere kleine Zuflüsse des Schari, die jetzt entweder gänzlich trocken lagen oder höchstens kleine Wassertümpel aufwiesen, die alsdann von dem verschiedenartigsten Wassergeflügel belebt wurden

Der Dornbusch war ausserordentlich reich an Antilopen, worunter besonders zahlreiche Wasserböcke mit ihrem prächtigen Gehörn das Herz des Waidmanns höher schlagen liessen.

In der Nähe eines Araberdorfes sahen wir die Anlage einer Löwenfalle an einer Stelle, die auf der einen Seite vom Schari, auf der andern durch grosse Sümpfe eingeengt ward und wo mit Vorliebe Löwen wechseln sollen. Man hatte in das Erdreich nebeneinander eine Reihe von tiefen Gruben gegraben und diese durch Baumzweige und eine dünne Sandschicht verdeckt. Nach Aussage der Leute sind hier schon zahlreiche Löwen gefangen worden, die aus den tiefen und engen Gruben nicht wieder

heraus können und durch Wurfspiesse erlegt werden. Uebrigens hatte man gerade einen Tag vor unserer Ankunft zwei junge Löwen auf diese Weise erbeutet und man schenkte uns die frisch abgezogenen Felle. Allerdings ist der Löwe kein Standwild, sondern legt auf seinen nächtlichen Streifzügen sehr grosse Strecken zurück, so dass wir selbst, trotzdem wir ein Schaf als Lockspeise an einen Baum die Nacht über anbanden, zu unserm grossen Bedauern nichts von irgend welchem Raubzeug bemerkten.

Am 10. März erreichten wir die Stadt Kusseri. Die Ringmauer besitzt nur zwei Tore, welche ausserdem sehr eng sind



Strasse in Kusseri

und knapp einen Reiter durchlassen. Heutzutage ist der Raum innerhalb der Ringmauer nur zum dritten Teil von Gehöften eingenommen. Die Stadt liegt schon am Logone, dicht oberhalb dessen Einmündung in den Schari. Auf dem jenseitigen Ufer haben die Franzosen das Fort Lamy erbaut, welches heute den Zentralpunkt der Verwaltung des französischen Scharibezirkes bildet. Ich machte nachmittags dem Kommandanten von Fort Lamy, Major Largeau, einen Besuch und wurde sehr freundlich aufgenommen.

Der Logone ist bei seinem Einfluss in den Schari vielleicht ebenso breit wie letzterer. Mai Mussa von Kusseri war damals nach

Dikoa berufen worden, um sich vor dem Sulten zu verantworten, dessen Anordnungen er herzlich wenig Beachtung geschenkt hatte. Zum Lohne dafür setzte ihn Sultan Sander ins Gefängnis. Unter der Bevölkerung von Kusseri, wohin diese Nachricht ungefähr gleichzeitig mit unserer Ankunft gedrungen war, herrschte darob eine sehr begreifliche Aufregung. Leutnant von Bülow hatte übrigens diese Bestrafung des Mai veranlasst, es aber nicht der Mühe wert befunden, uns in Dikoa Mitteilung davon zu machen. Da nun inzwischen Leutnant Nitschmann die Aufhebung des militärischen Postens von Dikoa offiziell dem Kommandanten von Fort Lamy angezeigt hatte, machte die Gefangennahme des Mussa auf letzteren sowohl als auf uns selbst den Eindruck eines willkürlichen Gewaltstreiches des Sultans Sander, der seinem ganzen Charakter nach sehr zu solchen Intriguen hinneigt; wir konnten uns deshalb einer gewissen Besorgnis ob der nächsten Zukunft des Landes nicht erwehren und freuten uns sehr, als einige Tage später von Leutnant Nitschmann die Nachricht eintraf, Dikoa sei wieder besetzt worden.

Für die Zusammensetzung des Bodens in diesen Landstrichen war übrigens ein Versuch der Franzosen bezeichnend, welche keine 100 Meter vom Flussufer entfernt einen Brunnen gegraben und denselben sogar bis fünf Meter unter den Wasserspiegel des Schari ausgeschachtet hatten, ohne auch nur einen Tropfen Wasser vorzufinden. Damit ist die Undurchlässigkeit des Bodens für Wasser genügend erwiesen, wodurch sich alsdann auch der ungemein sumpfige Charakter der Landschaft während der Regenzeit erklärt.

Am 15. März marschierten wir bis zum Dorfe Kabbi, welches früher sogar drei Ringmauern hatte, die aber jetzt alle drei vollkommen verfallen sind. Der Weg führte auf der ganzen Strecke dicht am Logone vorbei, und wir bemerkten bei dieser Gelegenheit zahlreiche Flusspferde, während im Schari uns nicht ein einziges der Tiere zu Gesicht gekommen war. Je weiter wir nach Süden vorrückten, desto dichter wurde der Dornbusch, und zwischen Kabbi und Mussa, wo wir am 16. März übernachteten, musste man sich zwischen den dornigen Zweigen förmlich hindurchwinden, nicht ohne Schaden für die Kleider und die ungeschützten Teile der Haut.

Am 17. März erreichten wir Karnak Logone. Der Sultan empfing uns an der Spitze einer Anzahl Reiter. Von aussen macht die Stadt mit ihrer hohen Ringmauer genau denselben Eindruck, wie Kusseri, dagegen ist der Innenraum fast gänzlich mit Häusern

ausgefüllt, da Karnak Logone als Hauptstadt des jetzt unter deutschem Schutze als selbständig erklärten gleichnamigen Sultanates eine zweifellos grössere Bedeutung als Kusseri besitzt. Der Sultan schenkte uns eine Zibetkatze, sowie mehrere sehr hübsche Flechtarbeiten. Seine Residenz ist ziemlich geräumig; in dem mit feinem Sand bestreuten Audienzhof hat er ein Zelt errichtet, in welchem die offiziellen Empfänge abgehalten werden. Dahinter liegen seine Privatgemächer in verhältnismässig recht soliden, aber nicht sehr hohen Häusern. Die Anlage der



Strasse in Karnak-Logone

Burg soll übrigens von Rabeh herstammen und daraus erklärt es sich, dass ihre Ausdehnung mehr in die Breite geht, wie wir das auch in Dikoa gesehen haben, im Gegensatz zu den Makari-Bauten, die eine auffallend starke Entwicklung in die Höhe besitzen. Auch hier in Karnak-Logone trifft man in den Gehöften der besser situierten Leute nur selten ein Gebäude an, welches nicht ein zweites Stockwerk aufweist.

Der Logone ist hier ungefähr 300 Meter breit und bis zu 1½ Meter tief.

Da am 20. März wieder Freitag war, sahen wir uns auch eine Parade an. Wenn schon in Dikoa und Gulfei diese Veran-

staltunger vom Standpunkte des Europäers aus eine gehörige Dosis unfreiwilligen Humors besitzen, wirkte der hiesige Aufzug schon mehr wie eine Parodie der früher gesehenen Komödien. Der gute Sultan Mohamma hat an und für sich einen etwas ungewöhnlichen Gang, indem er bei jedem Schritte das untere Ende des Rückens ungemein leb- und spasshaft zu bewegen pflegt; wie er aber heute mit seinem graugestreiften Kaftan in dem hier zu Lande beliebten, für feierlich geltenden Hüpfschritt, das Gewehr auf der Schulter, an der Spitze seiner Getreuen einhersprang, machte er eine unglaublich groteske Figur. Zufällig hatte er ausserdem gerade damals ein dickes Geschwür im Gesicht, was ihn zu den wunderbarsten Grimassen veranlasste, so dass wir beim Anblick des alten Tanzmeisters uns den äussersten Zwang auferlegen mussten, um nicht laut aufzulachen. Immerhin war der alte Herr sehr freundlich zu uns, und wenn er sich auch nicht durch besondere Verstandeskräfte auszeichnet, so scheint er doch recht gutmütig veranlagt zu sein, denn er gab sich ungeheure Mühe, uns nach jeder Richtung hin zufrieden zu stellen.

Nach fünfstündigem Marsch erreichten wir am 21. März Logon, welche Stadt auf der andern Seite des Flusses liegt, den wir dicht bei Karnak überschritten. Der Weg führte andauernd durch fast baumlose Grasebenen und fortwährend an kleinen Teichen vorbei, die dicht mit Wasserrosen bedeckt waren und an deren Rand sich zahlreiche Vögel, darunter mehrere Arten von Gänsen und Enten, sowie verschiedene Reiher und Störche aufhielten. Die Delebpalme wurde immer häufiger und bildete stellenweise ganze Haine.

Logon ist fast rein quadratisch am Ufer des Logone gebaut und, wie alle Plätze hiesiger Gegend, mit einer Mauer umgeben. Die Leute empfingen uns freundlich. Die Häuser der Stadt waren ganz besonders eng und dunkel, so dass wir nur mit Mühe einen leidlichen Unterkunftsraum ausfindig machten. Ausserdem nährt sich die Bevölkerung fast nur von Fischen, und in den meisten Häusern herrschte daher ein derartig penetranter Fischgeruch, dass wir entsetzt von der Tür zurückprallten.

Der nächste Platz, den wir berührten, war Diffel, welcher inmitten eines schönen Palmenhaines angelegt ist. Unter den Palmen wuchs Baumwolle, die wohl der Bevölkerung gemeinsam gehört und deren reife Flocken von den Kindern des Dorfes eingesammelt wurden. Sonst sah man auch hier nur wenige Felder, da der Fischfang alle Lebensbedürfnisse direkt oder auf dem Tauschwege liefert.

Ueber Gofa gelangten wir am nächsten Tage nach Kholem, einen sehr saubern Ort, der sich durch die Menge seiner gut gebauten Häuser auszeichnet. Wir bezogen ein Gehöft, welches dicht am Flussufer gelegen war, was uns frische Luft und schöne freie Aussicht verschaffte. Seit Logon verstand die Bevölkerung übrigens kein Kanuri mehr, so dass sich die Unterhaltung durch vier Uebersetzungs-Instanzen hindurch quälte: Englisch, Haussa, Kanuri und Logone.

Die Städte am Logone sind fast alle auf erhöhten Punkten angelegt, welche eine hübsche Aussicht über die Partien des jenseitigen Ufers gewähren. Hier war abends der Anblick noch besonders reizvoll durch die grossen Grasbrände, welche zu dieser Jahreszeit den ganzen Horizont mit feuriger Glut überstrahlten und einen ganz eigenartigen Lichteffekt in die Landschaft hineinbrachten.

Am nächsten Morgen wurden wir in aller Frühe von unsern Leuten aufgeschreckt, die dicht an der Stadtmauer einen Elefanten beobachtet hatten; bevor wir aber an Ort und Stelle gelangten, war das Tier längst wieder verschwunden.

In Kholem mussten wir auf die andere Seite des Logone übersetzen. Der Weg führte durch die absolut baumlose Grasebene, die damals ganz von schwarzer Asche der Grasbrände bedeckt war; enorm war der Reichtum an Antilopen, die in Rudeln von hundert und mehr Tieren, wo man nur hinsah, die Ebene belebten, jedoch sehr scheu schon auf weite Entfernungen davongaloppierten; höchstens einzelne ältere Böcke blieben neugierig stehen und liessen den Schützen bis auf ungefähr 250 Meter heran. Interessant war das Schauspiel zweier kämpfender Böcke, welche dicht nebeneinander geweidet hatten und von denen einer durch einen Streifschuss leicht verwundet wurde. Offenbar glaubte das gute Tier, der neben ihm stehende Genosse habe ihm die Unbill zugefügt und wutentbrannt stürzte es sich auf diesen; eine zweite Kugel machte dem Kampf allerdings bald ein Ende.

Der Ort Djina, wo wir am 25. März übernachteten, hat seine Mauern in vorzüglichem Zustand gehalten, und zwar jedenfalls mit Rücksicht auf die Nachbarschaft der Musgu-Heiden, welche früher häufige Streifzüge in diese Gegend unternahmen. Auch hier bildet Fischfang die einzige Beschäftigung der Einwohner. Die besseren Häuser von Djina haben übrigens eine ganz eigenartige Form, indem sie halb als offene Halle angelegt sind, von welcher aus eine Tür in das eigentliche Gemach führt; die Dächer sind sehr

sorgfältig gedeckt und die Wände hübsch geglättet und mit einem roten Anstrich versehen.

Auch am nächsten Tage blieb der Charakter der Gegend unverändert: Grasebene, belebt von Antilopen. Wir kamen an dem von der Bevölkerung verlassenen Ort Ssarassara vorbei, welcher sich gegen die Angriffe der heidnischen Puss nicht mehr zu verteidigen vermocht hat und dessen Bewohner sich daher nach dem Orte Masara zurückgezogen haben. Der letztere Platz liegt wieder auf dem andern Ufer des Logone, ist ziemlich gross, mit einer guten Mauer umgeben und daher leicht zu verteidigen. Masara ist der letzte zu Logone gehörige Ort und damit auch die Grenze des alten Bornu-Reiches.



VII. KAPITEL.

Ueber Marrua zurück nach Garua.

Wir verliessen Masara am 27. März und erreichten nach vierstündigem Marsche den Ort Teckele. Unterwegs berührten wir die Trümmerstadt Tagam; es ist dies die nördlichste Kolonie der Fulbe gewesen, welche sich aber nicht gegen die Heiden zu behaupten vermochte und zerstört wurde. Trotzdem wir durch eine vollständig flache Ebene marschierten, mussten wir doch einen grösseren Umweg machen. Hier beginnt nämlich schon das ausserordentlich wasserreiche Gebiet von Musgu, welches sich später zum Tuburi-Sumpf entwickelt, und zwischen Masara und Teckele ist ein grosser Teich, den wir in grossem Bogen umgingen. Die flache Landschaft ist kurz vor Teckele durch einige Bodenwellen unterbrochen, so dass wir diesen Ort erst zu Gesicht bekamen, als wir schon ganz dicht davor standen. Der Anblick war recht eigentümlich; die Heiden haben es verschmäht, ihre Ansiedelungen durch Mauern zu befestigen; im Gegensatz zu sämtlichen während der letzten Wochen besuchten Ortschaften liegen hier die Häuser in einem kleinen Gehölz weithin zerstreut. Das merkwürdigste aber ist die Form dieser Häuser, welche von weitem grossen Termitenhügeln ähnlich sahen und sich in der Nähe als 7—8 Meter hohe Lehmkegel darstellen, ungefähr in der Form einer riesigen päpstlichen Tiara. Diese Bauten zeigen eine ausserordentlich sorgfältige und kunstvolle Arbeit; während die Innenwandungen vorzüglich geglättet sind, liegen aussen in genau regelmässiger Form fusslange Lehmrippen auf, welche einesteils das Regenwasser verhindern, durch die Wucht eines ununterbrochenen Absturzes tiefere Rillen auszuhöhlen, sodann aber auch wahrscheinlich den nötigen Halt zum Befestigen eines Gerüstes bieten, welches beim Bauen und Reparieren das Besteigen

dieser Kegel ermöglicht; die äusserste Spitze ist nicht geschlossen, sondern lässt ein rundes Luftloch von einem Fuss Durchmesser frei; hier oben beträgt die Dicke der Wand ca. 7 cm, an der Basis ungefähr einen Fuss, bei kleineren Gebäuden natürlich entsprechend weniger. Der Durchmesser am Boden beträgt bei Hütten von 8 Metern Höhe vielleicht 4 Meter. Das Innere zeichnet sich durch Einfachheit und Mangel an jeglichem Hausrat im Gegensatz zu den Kanuri-Gebäuden aus, die manchmal mit Körben und Töpfen so vollgepfropft sind, dass man nur mit Schwierigkeit einen Sitzplatz dazwischen findet.

Wir richteten uns in einem dieser Zuckerhüte häuslich ein. Die Bewohner schienen erst etwas gedrückt und wussten nicht, ob sie uns für Freund oder Feind halten sollten. Als wir aber durch kleine Geschenke unsere friedliche Absicht bewiesen hatten, zeigten sie sich sehr erfreut und zutraulich, und selbst einige Weiber kamen herbei, welche bei unserm Anmarsch sämtlich das Weite gesucht hatten. Die Schönheitsbegriffe der Damenwelt waren das allereigenartigste an diesem sich Ngulmen nennenden Heidenstamm; nicht nur ist ihr rechter Nasenflügel durchbohrt und mit einem Metallpflock geschmückt, auch die Ohrläppchen sind durch dasselbe Mittel auf das dreifache ihres gewöhnlichen Umfanges erweitert; dann aber steckt sowohl in der Ober- wie in der Unterlippe eine flache Scheibe von manchmal 5 cm Durchmesser. Bei reichen Leuten sind diese Scheiben, um welche sich das Lippenfleisch nur noch als dünner Wulst lagert, aus Silber gefertigt, bei weniger Glücklichen ist Holz das gebräuchliche Material; bei allen aber verzerren sie den Mund dermassen, dass er das Aussehen eines weit vorspringenden Schnabels erhält und die Lippen beim Sprechen vernehmlich aufeinander klappern. Im allgemeinen war unsern Leuten diese Sitte bekannt, da man vereinzelte Sklaven, welche diese Zierate tragen, auch in Garua zu Gesicht bekommt; aber diese grössere Ansammlung von Schönheiten entlockte den meisten doch ein überlegenes Lächeln, besonders der Gefreite Jonah, ein gebildeter Sierra Leone-Mann, erging sich in den stärksten Heiterkeitsausbrüchen und krümmte sich viertelstundenlang immer wieder von neuem vor Lachen. Später brachten die Leute uns mehrere Kalabassen mit Essen an, doch merkwürdigerweise ekelten sich unsere Träger davor und weigerten sich, irgend etwas zu geniessen, was diese Damen zubereitet hatten, da angeblich beim Anfertigen der Kuchen der Speichel von ihren Lippen zu leicht seinen Weg in die Kochtöpfe finden kann.

Wir wandten uns am 28. März in östlicher Richtung vom Flusse weg und kamen sehr bald durch eine zweite Zuckerhut-Ansiedelung, welche Ngulmen heisst, also offenbar dem ganzen Stamm den Namen gegeben hat. Beim Durchziehen brachten die Leute mehrere Schafe, Milch, Eier und sonstige Lebensmittel an, und als ich sie zwecks eines Gegengeschenkes frug, ob sie wohl Maria-Theresien-Taler zu schätzen wüssten, zeigten sie sich sehr erfreut und erzählten, dass sie diese Münzen nach Mareafa auf den Markt brächten, wo man damit alles kaufen könnte; ein Taler hätte dort ungefähr den Wert von vier der einheimischen, ziemlich kleinen Schafe. Unterwegs durchquerten wir einen Fluss von 30 Meter Breite, dann kamen wieder grosse Tümpel und Teiche. Später lenkten wir in einen ausgedehnten Buschwald ein, der auch hier aus Dornsträuchern bestand und die nördliche Grenze der Fulbe-Ansiedelungen bildet. Wir hielten in dem sehr weit sich hinziehenden Orte Kalang, wo die Einwohner bei unserm Herannahen verschwunden waren. In Kalang bekannte sich zum ersten Male die Bevölkerung als zum Musgu-Stamme gehörig, während sich die Ngulmen zu den Puss zählen; einzelne Frauen, die wir aus der Ferne noch im Busch verschwinden sahen, liessen uns erkennen, dass auch hier ein gleicher Lippenschmuck wie bei den Teckele-Bewohnerinnen geschätzt wird. Wir bemerkten hier Mahlsteine zum Zerreiben des Korns, welche aus sehr hart gebackenem Lehm hergestellt waren. Da man bei diesen unberechenbaren Heiden gut daran tut, sich einigermassen vorzusehen, hatten wir während der Nacht Wachen ausgestellt, doch verging sie ohne Zwischenfall. Uns mangelte in dem dichten Busche nunmehr jede Führung, so dass wir die nächsten Tage gezwungen waren, nach dem Kompass zu marschieren und den Weg selbst zu suchen. Wir hatten das Glück, einen ziemlich stark begangenen Pfad einzuschlagen, der uns in vierstündigem Marsch nach Balda brachte, wo wir uns zum ersten Male wieder, seit wir Bornu betreten hatten, unter Fulbes sahen.

Das Dörfchen liegt am Fusse eines 200 Meter hohen Granitrückens, der unvermittelt aus der Ebene herausragt, seit Bornu das erste Gestein! Unterwegs umschwärmten uns erst die Einwohner von Kalang auf ihren kleinen Pferdchen, wie sie Nachtigal beschreibt, und wir konnten beobachten, dass sie ausschliesslich mit Wurfeisen bewaffnet waren. Es war erstaunlich zu sehen, mit welcher Freude unsere Leute in Balda wieder die ersten Fulbes begrüssten, und zweifellos ging daraus hervor, dass

diese sogenannten Bedrücker es sehr wohl verstanden haben, sich die Anhänglichkeit der meisten ihrer Sklaven zu erwerben.

Am 30. März kam uns schon dicht hinter Balda der Lamido von Bogo entgegen, und obschon sein Dorf kaum drei Stunden entfernt war, liess er sich nicht abweisen, wir mussten die Nacht bei ihm zubringen. Es ist dies die Gegend, wo der Sokoto-Abenteurer Hayatu kurz nach Rabehs Auftreten sein unabhängiges Reich zu gründen suchte, welcher Versuch aber an dem Widerstand des mächtigeren Usurpators scheiterte, der ihn nach Dikoa beorderte und dort unter dem Vorwand der Untreue hinrichten liess. Die Häuser von Bogo sind ziemlich primitive Grashütten, dagegen scheint der Ort reich an Vieh zu sein. In weiter Ferne sah man die ersten Ausläufer des Mandara-Gebirges auftauchen, im allgemeinen war die Aussicht durch die dunstige Luft beeinträchtigt. Die Landschaft ist dort, wo nicht bei Anlegung der Felder der Dornbusch abgehauen wurde, vollkommen von letzterem bedeckt und verändert sich in dieser Hinsicht ziemlich wenig bis weit hinter Marrua hinaus. Hinter Bogo machten wir noch einmal Halt in Balasa, gleichfalls ein grösserer Fulbe-Ort, wo man uns in ganz hervorragender Weise mit Milch, Eiern und Hühnern und unsere Leute mit Kornkuchen versorgte.

Der 2. April brachte uns nach Marrua. Hier ist die Gegend wieder gebirgiger geworden, und wenn man sich so lange in der Ebene bewegt hat, erfreut das Auge ganz besonders der Anblick der zackigen und reich gegliederten Formen der Mandara-Berge. Ueberall zeigten die Stoppelfelder an, dass, so weit man sehen konnte, der ganze Grund und Boden beackert wird. Ueber den südöstlichen Horizont ragt neugierig der spitze Zuckerhut des Mendif hervor, und allenthalben ist die Gegend mit Dörfern und einzelnen Meierhöfen wie übersät. Wir steuerten in spitzem Winkel auf den äussersten Gebirgspunkt zu, an dessen Fuss sich in reizvollster Lage, fast von drei Seiten von Bergen umschlossen, die Häuser der Stadt Marrua hinziehen. Sie wird durch das Bett eines Flusses in zwei ungleiche Teile geteilt; es lag zur Zeit unserer Anwesenheit allerdings vollkommen trocken. Der Lamido war 1½ Stunden weit uns entgegengeritten, aber ohne nennenswertes Gefolge; sein ganzes Wesen kennzeichnet Energielosigkeit, wie überhaupt dieser Mann in seinem Auftreten und Wirken einen höchst kläglichen Eindruck macht. Sein Gehöft unterscheidet sich in nichts von jenen anderer gut gestellter Marruaner; es fehlte an jeglichem besonderen Luxus und allen den Aeusserlichkeiten, wie die Versammlung der Höflinge im

Palast, die Wache im Vorhof, welche wir bisher bei viel kleineren Lamiden stets vorgefunden hatten.

Auch unser Unterkunfts-Gehöft liess sehr zu wünschen übrig, und die Ortsbewohner machten bei unserm Durchmarsch recht finstere und missvergnügte Gesichter, so dass wir uns wirklich nicht veranlasst sahen, unsern Aufenthalt über das notwendige hinaus in dieser unfreundlichen Stadt zu verlängern. Abends besuchten wir das Grab des Grafen Fugger, welches in höchst würdiger Weise von einer verzierten Lehmmauer und kleinen Anlagen eingeschlossen ist und seinen Platz unter einem mächtigen wilden Feigenbaum am Ausgange des Marktes gefunden hat, ungefähr an derselben Stelle, wo das Zelt das Grafen stand, als der Mord verübt wurde. Der Ueberfall geschah vollkommen unerwartet, als Graf Fugger beim Frühstück vor seinem Zelt sass, während der ihn begleitende Unteroffizier Brunow weiter abseits damit beschäftigt war, die hier angeschafften Pferde mit dem Stationszeichen zu brennen. Der erste Pfeil, den der Attentäter abschoss, flog über das Zelt hinweg; Graf Fugger sprang auf, um nach seinem Karabiner zu greifen, als ihn ein zweiter Pfeil in den Oberschenkel traf und 8 cm tief in das Fleisch eindrang. Daraufhin ergriff der Diener des Grafen den Karabiner und feuerte einen Alarmschuss ab; ein herzueilender Soldat traf mit dem ersten Schuss den Mörder in die linke Hand, welche den Bogen trug, den die Kugel mit durchbohrte; ein zweiter Schuss zerschmetterte die Wirbelsäule und streckte den Verbrecher tot zu Boden.

Anfänglich hielten die Marruaner selbst mit feindlichen Kundgebungen zurück; erst als Unteroffizier Brunow aus einem der umliegenden Dörfer zurückkam, wo der Mörder seinen Wohnsitz gehabt hatte, versuchte eine Abteilung Marruaner, allerdings gegen den Willen ihres Lamido, einen Angriff auf ihn zu machen, der jedoch vollkommen missglückte. Marrua wurde für die Tat entsprechend gestraft; grosse Lieferungen an Vieh und Korn wurden der Stadt auferlegt und ausserdem ein schwarzer Sergeant nebst 15 Soldaten daselbst einquartiert, der aber im Gegensatz zu dem französischen Posten bei Mara, jenseits des Schari, es nicht für nötig fand, beim Einrücken uns zu begrüssen, obschon wir an der Tür des Gehöftes vorbeiritten, wo unsere biedere Schutztruppe ihr Quartier aufgeschlagen hatte. Erst abends, als wir schon zu Bett gehen wollten, kam der Sergeant mit offener Uniformjacke und meinte ganz ruhig, er würde schon heute morgen zur Begrüssung gekommen sein, wenn es nicht

so heiss gewesen wäre, worauf ich die Antwort nicht unterdrücken konnte, er möchte sich schleunigst aus unserm Gehöft verziehen, sonst würde ich mit Rücksicht auf die Kühle des Abends ihm jetzt etwas einheizen. Selbstverständlich fand am 3. April der Lamido es nicht für nötig, uns bei unserm Abmarsch zu begleiten, anfänglich fehlte selbst der Führer, und wir mussten zu diesem Dienste einen Mann von der Strasse wegholen. Nahezu drei Stunden führte der Weg durch Stoppelfelder und zwischen Dörfern und einzelnen Gehöften hindurch nach Katual; hinter diesem Orte ist eine kurze Strecke unkultiviertes Buschland und dann beginnen auch schon wieder die Häuser und Felder von Songoia.

Der Lamido von Songoia ist ein altes Männchen, das den Schreck, welchen die Ereignisse im Anschluss an den Tod des Grafen Fugger hervorgerufen hatten, noch nicht überwunden hatte. Bei unserm Herannahen liefen die Leute davon, und auch die persönliche Intervention des Lamido konnte sie nicht veranlassen, wieder zurückzukommen. Die Temperatur war hier nicht mehr so schwül und es schien mir fast, als ob die Berge uns gegen die heisseren Lüfte aus Norden schützten. Wir liessen also unsere Leute etwas Nahrungsmittel zusammensuchen und brachen gegen 6 Uhr abends wieder auf, um noch einige Stunden im schwachen Lichte des Mondes, der jetzt im ersten Viertel stand, weiter zu marschieren. Ungefähr drei Stunden ging es durch niedrigen Busch hindurch, wobei wir mehrfach vollkommen trockene Wasserläufe überschritten; dann wählten wir in einer solchen Bachrinne unsern Lagerplatz.

Das nächste Dorf, welches wir am andern Morgen nach drei Stunden Marsch erreichten, heisst Ndokula und wird hauptsächlich von Heiden bewohnt; unterwegs kreuzten wir den Mao-Lue, in dessen Bett Wasserlöcher gegraben waren, wo Mensch und Tier getränkt werden konnten. Von hier bis Lombel blieb sich die Landschaft vollkommen gleich; durch niedrigen Buschwald zog sich der Weg meist am Abhange des Gebirges hin, welches hauptsächlich aus Gneis, Porphyr, Basalt und stellenweise Schiefergestein zusammengesetzt war.

Wir berührten von grösseren Plätzen Matafal, dessen heidnische Bewohner aber auch vorgezogen hatten, zu verschwinden, sowie Dangar, welches eigentlich nur eine Vorstadt von Malue ist. Hier wurden wir von dem Lamido von Gidder, sowie dem von Malue empfangen, welche beide vor Fett fast nicht mehr aus den Augen sehen konnten. Wir erhielten an diesen Orten ausser-

ordentlich hübsche reine Hütten angewiesen, und die Verpflegung war auch ganz vorzüglich.

Alsdann zogen wir durch die Dörfer Yambutu und Ssarauiel, wo in der Nähe des letzteren Platzes das Gebirge wohl eine relative Höhe von 300 Metern erreicht. Nachdem wir dann noch einen kurzen Halt in dem kleinen Dorfe Heri gemacht hatten, gelangten wir am 9. April nach Lombel, einem Hauptplatz der Bororo-Fulbe. Diese letzteren zerfallen in vier Stämme, von denen der Lombel-Stamm der bedeutendste ist; der Häuptling nennt sich Ardo Balehi.

Der nächst grösste Stamm sind die Bororos aus N'gaumdere, unter ihrem Häuptling Ardo Ohlo. Dann in der Faro-Gegend soll der Ardo Biakai mit seinem Stamm umherziehen, der seinen Sitz in der Nähe von Yola hat. Der vierte und kleinste Stamm steht unter dem Ardo Daudi, mit dem Wohnsitz in Gurlin, gleichfalls in der Nähe von Yola.

Lombel ist ein grösserer Platz, besteht aber auch erst kurze Zeit; Passarge nennt ihn Uro Bororo. Da wir am nächsten Tag einen Rasttag einlegten, fühlte sich der Lamido des in der Nähe liegenden Platzes Golombe veranlasst, uns einen Ochsen sowie mehrere Kalabassen Essen zuzusenden, was allerdings ziemlich überflüssig war, da wir von dem mehrere Tausend Einwohner zählenden Orte Lombel vollkommen reichlich mit Nahrungsmitteln versorgt wurden.

Golombe selbst lag abseits unserer Strasse, und so hielten wir am 11. April in dem kleinen Orte Bom, dessen Gehöfte nur zur Zeit der Feldarbeiten bewohnt sind und jetzt gänzlich leer standen. Hier warteten wir die grösste Tageshitze ab, um abends den Marsch nach Bafeluru fortzusetzen. In dem Bett des Mao-Buba, welches wir gegen Abend durchschritten, tritt gewöhnlicher Blauschiefer zu Tage, und der Fluss führte unter der Sandoberfläche auch jetzt in der Trockenheit Wasser; dagegen zeigten die in der Nähe liegenden Bergkuppen ausnahmslos auf ihrer Spitze die charakteristischen Granitburgen. Die Hitze des Tages war sehr gross, so dass mehreren Trägern die Lasten abgenommen werden mussten, welche sich dann die Head-Leute selbst aufluden. Ueberall im Gebüsch schrien Schwärme von graugrünen Papagaien mit schwefelgelbem Bauch, welche ich anderwärts nicht wieder zu Gesicht bekommen habe.

Bafeluru ist kein besonders wohlhabender Ort, da die Fruchtbarkeit der Landschaft in den letzten Tagen überhaupt nachgelassen hat. Auch die nächsten Plätze machten einen ziemlich

ärmlichen Eindruck, und zwei davon, Bajongo und Bade, welche früher ziemlich bedeutend gewesen sein sollen, sind heute überhaupt gänzlich von ihren Bewohnern verlassen.

Das Dorf Yambutu, welches wir darauf erreichten, gilt als Vorstadt des dicht dabei liegenden grösseren Ortes Gurore, wohin wir einen Boten sandten, damit die Leute Lebensmittel herbeibrächten. Der ganze hiesige Bezirk untersteht dem Lamido von Djaebake. Derselbe kam im Laufe des Nachmittags selbst nach Yambutu und brachte einige ansehnliche Kalabassen mit gut gekochtem Essen. Der Lamido zeigte sich als gewandter Mann mit verbindlichem Wesen und machte einen durchaus vornehmen Eindruck. Es ist für den Stamm der Fulbe bezeichnend, dass derartige äusserliche Unterscheidungen zwischen Vornehm und Gering in solch klarer Weise zum Ausdruck kommen, was meines Erachtens mit als ein Beweis dafür gelten kann, dass wir es hier mit einer höher stehenden Rasse zu tun haben.

Hinter Yambutu scheint die Gegend wieder wasserreicher und dadurch auch fruchtbarer zu sein, denn Bäume und Sträucher waren sämtlich grün belaubt, was uns nach dem langen winterlichen Anblick der Landschaft sehr wohltuend berührte. Vor uns sahen wir das Tengelin-Gebirge allmählich aufsteigen, dessen Bewohner in sehr schlimmem Ruf stehen, da sie mit Vorliebe einzelne Reisende zu überfallen pflegen. Gerade damals war ihnen ein neuer Bubenstreich gelungen, denn zur Seite des Weges sahen wir einen Toten liegen, der vollkommen nackt und ausgeraubt war. Die Leiche zeigte eine Wunde am Hinterkopf, die anscheinend von einem Keulenschlag herrührte, tief im Rücken steckten zwei Pfeile und ausserdem war durch einen Messerhieb die Halsader durchschnitten, so dass wahrscheinlich der Tod durch Verbluten eingetreten war.

Wir marschierten bis zu dem Orte Bungel, der nur noch zwei Stunden von Garua entfernt liegt, so dass wir einen Reiter voraussandten, welcher von der Station unsere Briefe holen sollte. Abends brach ein starker Tornado aus und ein kräftiger Regenguss ging nieder; dieser erste Regen des Jahres trat am 13. April ein.

Am nächsten Tage erreichten wir schon morgens um 9 Uhr Garua, wo wir unser altes Gehöft wieder bezogen. Der Benue zeigte selbst an den tiefsten Stellen knapp noch einen Fuss Wasser. Die Felder lagen kahl und öde, nur stellenweise kratzten einige Sklaven mit der Handhacke darauf herum, die neue Saat vorbereitend.

Auf der Station hatte Herr von Bülow das Kommando übernommen. Am nächsten Tage lohnten wir die Arbeiter mit 28 Meter Zeug, vier guten Messern, einer Schere und einem Gürtel aus, worüber sie sich sehr freuten. An Neuigkeiten erfuhren wir, dass während unserer Abwesenheit sechs Weisse nach Dikoa marschiert waren, um dort und in Gulfei grössere Stationen einzurichten.

VIII. KAPITEL.

Im Flussgebiet des Faro.

Die nächsten Tage verlebten wir in Garua sehr ruhig, da wir auf ausführliche Nachricht aus Europa warteten, die uns möglicherweise genaue Instruktionen über einen Marsch nach Tuburi bringen konnte. Da aber die nächste Post keine weiteren Mitteilungen enthielt, gaben wir das Tuburi-Projekt auf und fingen an, Träger für den letzten Teil unseres Programms anzuwerben, nämlich die Reise nach dem Faro-Flussgebiet. Sehr erfreulich war es uns, zu beobachten, wie jetzt massenweise die Leute herankamen und sich als Träger meldeten, so dass wir uns gezwungen sahen, eine grössere Anzahl derselben zurückzuweisen.

Am 12. Mai traten wir unsere letzte Reise an. Wir überschritten den Benue, dessen Wasser inzwischen nur wenig gestiegen war und erkletterten die jenseitige Höhe. Nach fünfstündigem Marsche erreichten wir das Dorf Kalige. Seitens der Station war uns auch diesmal ein schwarzer Gefreiter zur Beaufsichtigung der Gewehrleute zugeteilt worden. Unsere Karawane gewährte ein sehr farbenprächtiges Bild, da viele der Träger die Bornu-Reise mitgemacht und sich in die bunten Stoffe, womit wir sie bezahlt, eingekleidet hatten. Der Lamido des ziemlich bedeutenden Dorfes ist ein reinrassiger Fulbe, über 1,80 m gross und von sehr heller Gesichtsfarbe. Das Dorf zeichnet sich durch seine grossen Baumwollpflanzungen aus und verpflegte unsere Leute sehr reichlich. In Garua hatte während der letzten Wochen Teuerung geherrscht, weil die Kornvorräte, besonders auch durch die zahlreichen Soldaten und Träger, welche mit der verstärkten Besatzung für Bornu angekommen, aufgezehrt waren, so dass die Einwohnerschaft nach weit entfernten Plätzen schicken musste, um von dort gegen teures Geld die nötige Brotfrucht einzuhandeln. Infolgedessen war in den meisten Gehöften Schmalhans Küchen-

meister gewesen, und unsere Träger wussten es sehr zu würdigen, dass sie hier endlich wieder mal vor vollen Schüsseln sassen.

Der nächste Halteplatz war Tseboa, das sich von der Zerstörung durch die Schutztruppe nur wenig erholt hatte; jedoch brachte der neue Lamido viel und gutes Essen und sogar einen Ochsen an, wofür wir ihn in Anbetracht der Notlage des Städtchens besonders reichlich bezahlten. Unterwegs fiel uns mehrfach ein Strauch auf, welcher Früchte von der Grösse und Farbe der Mirabellen trug, deren Geschmack ganz angenehm war und an reife Schlehen erinnerte.

Am 15. Mai lagerten wir in Babundere, einem Dorf, das meist von Kanuri-Leuten bewohnt ist; ausserordentlich zahlreich waren die Butterbäume in dieser Gegend, deren Früchte jetzt zu reifen anfingen und einen hervorragenden Wohlgeschmack besitzen.

Von Babundere bis Tschamba liegen Heidendörfer, deren Bewohner dem Batta-Stamm angehören. Diese sind zum Unterschied von allen früher gesehenen Heiden sehr zivilisiert und haben vielfach die Lebensgewohnheiten der Fulbe angenommen; sie wohnen in besseren Häusern und die reicheren Leute gehen auch bekleidet. Nur fehlen bei ihnen die Rindviehherden, was uns sehr unliebsam auffiel, da die Milch während der letzten Monate unsere Hauptnahrung ausgemacht hatte. Dafür gelang es uns aber, mehrere Antilopen zu schiessen, so dass wir wenigstens nicht auf das schlechtschmeckende Ziegen- und Schaffleisch angewiesen waren. In sämtlichen Dörfern, die wir berührten, hatte der Arnado Essen und Töpfe mit Bier an den Weg gestellt, welch letzteres die Heiden in vorzüglicher Güte zu brauen verstehen, so dass es auch dem europäischen Gaumen mundet.

Am 16. Mai lagerten wir in Yeruki, dessen Bevölkerung wiederum zum grossen Teil aus Kanuri-Leuten besteht. Zu unserer Ueberraschung wurde, als wir eben in unser Gehöft eingezogen waren, der Besuch eines Weissen gemeldet, und zwar erschien der Oberleutnant Sandrock, welcher zur Ablösung des Oberleutnants von Bülow nach Garua unterwegs war. Den Abend brachten wir in gemütlichem Beisammensein zu. Die Gegend war verhältnismässig wasserreich, und jetzt, nach den ersten Regenfällen, zeigte das junge Grün des Laubwaldes eine sehr frische saftige Färbung. Charakteristisch für die Landschaft waren die Tümpel, deren glänzende Spiegel überall in der Ebene schimmerten und welche von einem breiten Rand smaragdener Sumpfwiesen eingerahmt wurden. Das Einerlei des Buschwaldes

unterbrachen mehrfach gigantische Affenbrotbäume, die sich zu seltener Höhe und Dicke hier entwickelt hatten. Die Batta-Dörfer machen durch den reichen Baumwuchs, der überall die Häuser beschattet, einen besonders freundlichen Eindruck.

Am 19. Mai erreichten wir Tschamba; die ganze Umgebung dieser Stadt ist sehr angebaut, und der Boden scheint recht fruchtbar zu sein. Zuletzt führte uns der Weg dicht am Faro entlang, welchen wir unmittelbar vor dem Städtchen durchschritten. Das Flussbett ist durchweg 1 km breit, führt aber nur zur Hälfte Wasser. Die Wassertiefe wechselte von $1/4$ bis zu 1 Meter, so dass der Faro offenbar damals sehr viel mehr Wasser besass als der Benue. Die Landschaft ist bei Tschamba ausserordentlich reizvoll; der Fluss zieht sich am Fusse des Alantika-Gebirges entlang, welches mannigfaltige kühne Formen aufweist, die sich relativ 300 Meter hoch erheben.

Das Faro-Ufer soll ein der Tsetse-Fliege ähnliches Insekt beherbergen, so dass Pferde und Rindvieh nicht lange dort leben können; immerhin bildeten einige zwar nur kleine Kalabassen Milch eine sehr erwünschte Abwechslung in unserm Speisezettel. Nachts ging ein starkes Gewitter mit sehr viel Regen nieder, wie sich um diese Jahreszeit überhaupt um die höheren Bergspitzen schwarze Gewitterwolken jeden Nachmittag ansammeln.

Nachdem wir an jedem vorhergehenden Nachmittage regelmässig die Träger, von denen viele allerdings schon auf der Bornu-Reise ausgebildet worden waren, in der Handhabung der Karabiner unterwiesen hatten, so dass sie allmählich jetzt sämtlich mit der Waffe umzugehen, anzuschlagen und zu zielen verstanden, liessen wir hier zum ersten Male wieder nach der Scheibe scharf schiessen, und zwar bildete ein Kistendeckel von 125 cm Höhe und 65 cm Breite das Ziel. Jedermann feuerte fünf Schüsse in einer Entfernung von 100 Metern; es ergab sich das glänzende Resultat von 17 % Treffern, ein Beweis, wie leicht diese Stämme militärisch ausgebildet werden können. Die Einwohnerschaft von Tschamba sah aufs äusserste interessiert der Schiessübung zu.

Am 21. Mai marschierten wir bis Durba. Der Ort liegt am Fusse der letzten Ausläufer des Alantika-Gebirges und wird von Fulbes und Haussas bewohnt und durch einen Yauro verwaltet, der von Tschamba eingesetzt ist. Unterwegs bemerkten wir wiederum einen dieser interessanten Granitblöcke, der diesmal von einem niedrigeren Gebirgskamm aufragte und dadurch genauer von uns beobachtet werden konnte. Ich schätzte die Höhe dieses Monolithen, der vollkommen wie ein künstliches Denkmal in das

Tal herabblickt, auf ca. 25 Meter, seine Breite auf 7 bis 8 Meter.

Ueber Mali gelangten wir am 23. Mai nach Geliba, welches wiederum ein grösserer Fulbe-Ort ist und gleichfalls noch zu Tschamba gehört. Auf der ersten Strecke des Weges hatten wir die Berge zur Seite mit ihrer abwechslungsreichen Szenerie. Hinter Mali hört das Gebirge auf, und das sanft ansteigende Gelände besteht meist aus Gneis. Der Weg führte durch niedrigen Buschwald, in dem sich zahlreiche Antilopen umhertrieben. Bei Mali liessen wir den Faro zurück, da die von ihm durchflossene Landschaft vollkommen unbewohnt ist, und folgten dem Lauf des Mao-Deo aufwärts. Derselbe windet sich in beständiger Schlangenlinie durch das leicht gewellte Hügelland. Er ist ein ungefähr 50 Meter breiter Fluss mit verhältnismässig starker Strömung, der sich sein Bett ziemlich tief und ebenmässig in den Gneisboden eingegraben hat, und führt um diese Jahreszeit schon ziemlich viel Wasser.

Sieben Marschstunden brachten uns am 24. Mai nach Laro. Dieser bedeutende Fulbe-Ort liegt auf einem Hügel, der gänzlich unter Kultur genommen ist und jetzt nach den ersten Regengüssen in wundervoll frischem Grün prangte. Die Gehöfte liegen meist zerstreut und sind zum Teil ziemlich weit voneinander entfernt. Das den Mittelpunkt des Ortes bildende Gehöft des Lamido ist recht ausgedehnt und von einer Lehmmauer umschlossen. Die Gebäude waren durchweg gut in stand gehalten und machten einen sauberen, freundlichen Eindruck. In der näheren Umgebung von Laro ist der Boden von ganz besonders hervorragender Fruchtbarkeit. Die Landwirtschaft schien auch rationeller betrieben zu werden als sonst, denn man hatte das Erdreich zu langen, schmalen Feldern angehäuft, in denen Durrah und besonders auch Mais und Tabak gezogen wurde. Von der Höhe des Hügels aus hatten wir einen herrlichen Ausblick auf den Mao-Deo, sowie auf die umliegenden Höhenzüge. Laro ist der Kreuzungspunkt mehrerer Landstrassen, da der Handelsweg Yola-N'gaumdere hier die Banyo-Strasse schneidet. Es kamen deshalb täglich zahlreiche Haussa-Händler hier durch, welche meist mit Stoffen nach Banyo gingen. Diese werden dort gegen Kola-Nüsse umgetauscht, welche sie wieder mit Gewinn in Yola verkaufen können.

Allen Bächen und Flüssen, an denen wir seit der Abreise von Garua vorübergegangen sind, hatte ich Sandproben entnommen, um sie auf Metallgehalt durch Auswaschung zu untersuchen. Hier am Mao-Deo waren diese Flüsschen besonders zahlreich

geworden, so dass manchmal der ganze Nachmittag über dem Auswaschen der Sandproben verging, leider aber immer erfolglos.

Der Lamido bat mich um Medizin und bemerkte dazu, dass der Ruf meiner Heilmittel von Buband'jidda sowohl wie N'gaumdere längst hierher gelangt sei. Der Mao-Deo soll bis Laro keinerlei Stromschnellen haben und muss während der Regenzeit mit kleinen Dampfern befahrbar sein.

Am 28. Mai bezogen wir ein Lager im Busch, weil der Weg bis Kontscha für einen Marschtag zu weit gewesen wäre. Ueberall südlich des Benue war der Busch dicht mit echten Weinreben durchsetzt, woneben aber auch der in Deutschland mit Vorliebe zu Lauben verwendete sogenannte wilde Wein zahlreich vorkam. Die echte Traube reift im Herbst und besitzt eine ganz kleine Beere, welche von den Kindern gesammelt wird. Unser Lagerplatz lag sehr hübsch unter hohen Bäumen dicht am Flussufer, in dem mehrere Schnellen und Wasserfälle der Schiffbarkeit eine Grenze gezogen haben. Der Weg stieg fortwährend gelinde an, und der Buschwald war mehrfach von grösseren Grasplätzen unterbrochen, auf denen vereinzelte höhere Bäume, darunter besonders viele schlanke Deleb-Palmen sich angesiedelt hatten, deren Früchte von den Trägern mit Vorliebe genossen wurden.

Am 29. Mai erreichten wir Kontscha, einen recht bedeutenden Fulbe-Platz, wenngleich er sich in keiner Weise mit N'gaumdere noch mit Garua zu messen vermag. Der Lamido von Kontscha ist ein noch junger Mann und dem Lamido von Banyo unterstellt; er war sehr wortkarg und unfreundlich und versuchte erst, uns in einem halb verfallenen Gehöft unterzubringen, das nicht einmal sicheren Schutz gegen die jetzt zahlreichen Tornados gewährte. Wir zogen es daher vor, wieder zu Pferde zu steigen und selbst ein sehr hübsches Gehöft ausfindig zu machen, dessen Besitzer gerade abwesend war. Nur die Dame des Hauses war zurückgeblieben und machte in der liebenswürdigsten Weise die Honneurs. Da der Lamido für nichts gesorgt hatte, beeilte sie sich, eine grosse Kalabasse Milch herbeizubringen, welche nach dem langen heissen Marsche ganz besonders gut mundete.

Kontscha liegt in einem dichten Haine von Dattelpalmen und Affenbrotbäumen (Baobab) mitten in einer grossen grasigen Hochebene, welche zum Teil unter Kultur genommen ist. Besonders in der Nähe des Flusslaufes scheint das Erdreich von ausgezeichneter Fruchtbarkeit zu sein. Da der Lamido sich andauernd sehr ungeschickt anstellte, wandten wir uns an den

Vorsteher der Schlächterzunft des Ortes, einen riesenhaften Haussa-Mann, der mit uns bei einem gelegentlichen Besuch in Garua schon bekannt geworden war. Dieser Ssaricki N'paua ist bei weitem der reichste Mann des Ortes und übertrifft mit seinem Einfluss sogar den Lamido. Trotzdem würde er gegen die Etikette verstossen haben, wenn er versucht hätte, das Essen unsern Trägern aus seinen Mitteln zu liefern, da es Sache des Lamido ist, weissen Besuch zu verpflegen. Dafür spielte er aber erfolgreich den Vermittler und leistete während der ganzen Zeit unseres Aufenthaltes in dieser Hinsicht sehr gute Dienste.

Kontscha könnte man eigentlich eine Villenstadt nennen; die spitzen Dächer der Häuser verschwinden in dem dunkeln Laub der Bäume; die Gehöfte sind von dichten grünen Hecken umgeben und besitzen meist umfangreiche Hausgärten; zwischen den verschiedenen Besitzungen dehnen sich meist Felder und Wiesen aus, die alle um diese Jahreszeit mit frischem Grün bedeckt sind. Der Ackerbau wird mit hohem Fleiss betrieben, doch beobachtete ich hier, wie eine schwarze Dame die Arbeit in einer Weise verrichtete, die in ihrer raffinierten Vermeidung jeder überflüssigen Anstrengung geradezu typisch für den afrikanischen Charakter genannt werden kann. Sie ging langsamen Schrittes und in aufrechter Haltung zwischen den Feldern hindurch und bohrte mit der Zehe in dem lockeren Erdreich in regelmässigen Abständen Pflanzlöcher, in welche sie, ohne sich im geringsten zu bücken, mit sicherem Wurf die Maiskörner versenkte, worauf ebenfalls wieder die Zehe das Loch zuscharrte.

Der Markt von Kontscha ist natürlich bei weitem nicht so gross wie der Garua-Markt; dahingegen wird ganz dieselbe Warenkollektion feil geboten; das lebhafteste Gedränge fand gewöhnlich um die Fleischtöpfe unseres Freundes statt, des Ssaricki N'paua. Die Bienenzucht muss in dieser Gegend ausserordentlich stark betrieben werden, denn es fiel die Menge des ausgelegten Wachses auf, welches sowohl in ganzen Kugeln, als auch in kleine Würfel zerschnitten, zum Verkauf gebracht wird. Es soll zum Teil durch Zwischenhändler nach Yola an die Faktorei der Niger-Kompanie gebracht werden, zum Teil wird es aber auch im Lande selbst bei Schmiede- und sonstigen Metallarbeiten verwandt, indem es, mit Sand vermischt, dazu dient, Gussformen herzustellen. (?)

Wir blieben in Kontscha vier Tage und traten am 3. Juni unsern Rückmarsch an. Diesmal blieben wir ständig auf dem linken Ufer, ein Weg, der zwar etwas länger ist, aber höher

am Abhange der Berge hinführt und dadurch eine reizende Aussicht gewährt. Stellenweise bemerkten wir viel Quarzgeröll; wo festes Gestein zu Tage trat, bestand es aus einem mit Quarzadern durchzogenen Gneis.

Am 3. Juli waren wir wieder in Laro, wo wir vom Lamido, mit dem wir auf der Hinreise Freundschaft geschlossen hatten, ganz vorzüglich aufgenommen wurden. Da links vom Wege die englische Grenze ziemlich dicht herankam und auf der andern Seite vollkommen unbewohntes Buschland war, zogen wir vor, auf demselben Wege, den wir gekommen waren, zurückzukehren. Nur kurz hinter Laro schwenkten wir etwas ab nach dem Hossere Laddo, einem kleinen Gebirgsstock, wo der Heidenstamm der Tschamba-Boko wohnt. Wir hielten in dem Orte Tschapeu, welcher nicht einmal eine Quelle besitzt, sondern ziemlich weit aus dem Flusse seinen Bedarf an Wasser holen muss. Es fielen uns im Dorfe zahlreiche Frauen mit einem Ansatz von Kropf auf, ebenso war der Sohn des Arnado gleichfalls mit einem Kropf behaftet. Der Erdboden ist ausserordentlich lehmreich und von rötlichgelber Färbung und liefert, mit Fett vermischt, die in diesem Lande sehr geschätzte rote Schminke. Besonders bei Todesfällen pflegen die Frauen des Dahingeschiedenen ihre Haare rot zu färben, was eine höchst seltsame Wirkung hervorbringt. Eigentlich hatten wir die Absicht, auf dem Rückmarsch dem Laufe des Faro ganz bis zur Mündung zu folgen, konnten diese aber nicht durchführen, weil die deutsch-englische Grenz-Kommission sich schon längere Zeit in jener Ecke aufhielt und die dortige Bevölkerung durch deren Verpflegung ohnehin schon über ihre Kräfte in Anspruch genommen war.

Am 8., 9. und 10. Juni marschierten wir mit der Kolonne des Leutnant Nitschmann zusammen, der in dem Heidendorf Bakari Bosso den Arnado, der widerspenstig gewesen war, abgesetzt und den Ort dem Lamido von Laro unterstellt hatte. Es fiel uns auf, dass in den wenigen Tagen unserer Abwesenheit von Tschamba der Faro ganz bedeutend gestiegen war, so dass das reissende Wasser stellenweise unsern Leuten bis unter die Arme ging und grosse Sandbänke, welche sich damals mitten im Flusse ausgedehnt hatten, jetzt vollständig überflutete. Gegenüber den schmächtigen Fulbe erschienen uns auch diesmal die muskulösen Gestalten der Batta-Leute ganz besonders stattlich. Zweifellos müssen sie mit zu den schönsten Volkstypen in unserer Kamerunkolonie gerechnet werden.

In dem Orte Bandang hielten wir am 12. Juni einen Ruhetag ab, und da die Auflösung der Karawane bevorstand, veranstalteten wir für unsere Arbeiter eine kleine Belustigung, welche sich aus Ringkämpfen, Wettlaufen und Pferderennen zusammensetzte. Ohne weitere Zwischenfälle rückten wir dann am 16. Juni in strömendem Regen in Garua wieder ein, wo wir nunmehr zum vierten Male unser altes Gehöft bezogen, das der Besitzer während unserer letzten Abwesenheit durch ein sehr schönes und geräumiges Lehmhaus vergrössert hatte; einen so günstigen Einfluss hatte unsere Anwesenheit auf seine Vermögensverhältnisse ausgeübt.



Panorama von Old Calabar

IX. KAPITEL.

Heimreise.

Am 20. Juni fand auf der Station eine Exekution statt; drei der von den Lamiden der Umgegend gestellten Arbeiter hatten nämlich andauernd ihre Kameraden zum Fortlaufen aufgereizt und selbst mehrfach das Weite gesucht, waren aber immer wieder eingefangen worden. Um nun ein warnendes Beispiel zu geben, machte der Stationsleiter seine Drohung wahr und knüpfte die drei Sünder kurzer Hand auf.

Während der nächsten Tage beschäftigten wir uns mit dem Verpacken der Sammlungen und Verladen derselben in unsern Fahrzeugen, dem europäischen Boote und einem grossen Kanoe, welches wir von Brass aus mitgebracht hatten. Der Benue besass jetzt schon durchweg eine Fahrrinne von drei Fuss Wassertiefe und war andauernd im Steigen begriffen.

Am 28. Juni hatten wir unsere Vorbereitungen beendet und traten, nachdem wir uns von den Herren auf der Station in herzlichster Weise verabschiedet hatten, die Heimreise flussabwärts an. Diese vollzog sich ohne bemerkenswerte Zwischenfälle. Des Nachts schlugen wir auf irgend einer Sandbank die Zelte auf und zogen die Fahrzeuge ans Ufer; durch rings um die Zelte geschaufelten Flusssand gelang es uns, diese so stabil zu machen, dass die regelmässigen nächtlichen Tornados ihnen nichts anzuhaben vermochten. Nur wenn uns ein Tornado während der Fahrt überraschte, gerieten die schwer beladenen Fahrzeuge in Gefahr, zu kentern, so dass wir an geschützten Stellen des Ufers

vor den empörten Fluten des Flusses und dem Druck des Windes Schutz suchen mussten.

Am 1. Juli erreichten wir Yola; am 6. Juli begrüssten wir den Vertreter der Niger-Kompanie in Lau, und nachdem wir am 13. Juli von dem englischen Residenten in Ibi auf das freundlichste empfangen worden waren, kamen wir am 19. Juli wieder in Lokoja an, wo wir von dem Vertreter der Firma John Holt & Co. in liebenswürdigster Weise aufgenommen wurden. Besprechungen mit den englischen Behörden in Lokoja und Old Calabar hielten mich noch zwei Monate an der Küste zurück, wo ich von einem Platz zum andern vermittels der regelmässig hier verkehrenden Dampfer gelangte. Anfang Oktober hatte ich auch diesen Rest der Geschäfte beendet und konnte die Heimreise nach Europa antreten.



X. KAPITEL.

Wirtschaftliche Bewertung von Nord-Kamerun.

1. Politische Verhältnisse.

Bei der politischen Neueinteilung des Landes innerhalb der durch die europäischen Machtsphären gezogenen Grenzen haben die beteiligten Regierungen möglichst die Gebietsverhältnisse vor dem Auftreten Rabehs wieder herzustellen gesucht. Ein pedantisches Festhalten an den alten Grenzen war natürlich nicht überall gleich ratsam, da hier die Interessen der neuen europäischen Verwaltung und wirtschaftliche Gründe mit Rücksicht auf die Nachbarländer gewisse Abänderungen notwendig erscheinen liessen; ausserdem sind heute manche alte Anschauungen von Souzeränität der Staaten unter einander vollkommen überlebt und wurden deshalb für abgeschafft erklärt. Infolgedessen kann man nunmehr unter deutscher Oberherrschaft zehn selbständige grössere Sultanate unterscheiden, zwischen denen ferner noch über sechzig kleinere unabhängige Gebiete verteilt liegen. Zu den grösseren rechne ich:

a) Im alten Bornu: 1. Dikoa, 2. Gulfei, 3. Logone, 4. Mandara (Hauptstadt Mora).

b) Im alten Adamaua: 5. Garua, 6. Buband'jidda, 7. N'gaumdere, 8. Marrua, 9. Tibati, 10. Banyo.

Die kleineren Lamidenschaften sämtlich aufzuzählen, würde zu weit fuhren; als die grössten unter ihnen können vielleicht Bibene, Laro, Mubi und Uba gelten. (Kontscha steht unter Banyo.) Zwischen diesen Fulbe- resp. Bornu-Reichen zerstreut finden sich zum Teil recht bedeutende Heiden-Ansiedelungen, die sich meist um die verschiedenen Gebirgsstöcke gruppieren und vielfach noch nicht unterworfen sind. Bis zur gänzlichen Beruhigung dieser Gebietsteile wird wohl noch einige Zeit vergehen, wenngleich jetzt schon einzelne Heidenstämme, wie z. B. die Batta, politisch voll neben den Fulbe rangieren. Diese Heidenstämme sind für unsere Kolonie von enormer Wichtigkeit, da wir in denselben die Arbeits-

kräfte der Zukunft erblicken müssen, ohne deren Hilfe unser Schutzgebiet unmöglich wirtschaftlich erschlossen werden kann. Ich möchte hier gleich bemerken, dass ich gerade bei den Heiden die bestbestellten und verhältnismässig ausgedehntesten Felder — von Bornu allerdings abgesehen — beobachtet habe. Dass die Heiden an sich nicht unintelligent sind, beweisen ihre Schmiedearbeiten, Malzdarren usw., mit denen sie sich im Verkehrsleben von Adamaua einen wichtigen Platz gesichert haben. Allerdings sind sie weit weniger zivilisiert wie die Fulbe und deshalb viel anspruchsloser. Sie leben in ihren Dörfern ein gänzlich abgeschlossenes Dasein; die Kleidung beschränkt sich oft auf Blätterbüschel oder Penis-Futteral; vielfach sind sie den Fulbe tributpflichtig; die ständige Verfolgung durch Sklavenjagden hat sie scheu und fremden Besuchern gegenüber misstrauisch gemacht.

Diese Heiden in ein vernünftiges Abhängigkeitsverhältnis zu bringen, so dass sie sich sicher fühlen und ihre Dörfer und Pflanzungen auch in die Ebene ausdehnen, dürfte eine Hauptaufgabe der deutschen Verwaltung bilden. Ich habe grosses Vertrauen zu diesen Stämmen, in denen eine ungeheure Lebenskraft und schlummernde Energie ruht, während der Fulbestamm heute untrügliche Zeichen der beginnenden Degeneration erkennen lässt. Bisher hat die deutsche Regierung den Grundsatz befolgt, die unterworfenen Heidenstämme den benachbarten Fulbe-Lamiden zu unterstellen. Es ist dies ein etwas bequemes Verfahren, welches für den Augenblick zweifellos am raschesten Ruhe und Ordnung schafft und deshalb sehr viel Bestechendes in sich birgt. Wenn wir aber die Zukunft unserer Kolonie vom grösseren Standpunkte aus betrachten, so zeigen sich bei diesem System doch bedeutende Missstände. Die Fehde zwischen Fulbe und Heide ist so alt und eingewurzelt, dass ein friedliches Zusammengehen beider Nationalitäten gänzlich ausgeschlossen erscheint. Der Heide ist ein zu wertvoller Faktor, um ihn einfach der Bedrückung der Fulbes auszuliefern, daher sollte ein Grundsatz befolgt werden, welcher auf die freie Nebeneinanderentwicklung von Fulbe und Heide hinarbeitet, wie das jetzt unter Aufsicht des Europäers sehr wohl möglich ist. Doch verlangt diese Aufgabe ungemein viel Landeskenntnis und persönlichen Takt, besonders wird es Geduld benötigen, bevor die Regierung sich das Vertrauen der bislang ständig verfolgten und geknechteten Heiden erworben haben wird. Immerhin, nur auf diesem Wege wird es gelingen, aus dem wilden und unbotmässigen Bergbewohner einen friedlichen Ackerbürger zu erziehen.

Bei den Fulbes und Kanuris ist heute die deutsche Oberherrschaft unbestritten zur Durchfuhrung gelangt. Soviel ich Einblick in die Gesinnung der Fulbe- etc. Fürsten gewonnen habe; kann ich nur sagen, dass dieselben mit der Neuordnung der Dinge völlig ausgesöhnt sind und sich unter der Oberleitung der Station Garua meist wohler fühlen, als früher unter ihren eingeborenen Oberherren in Yola und Kuka: überall wo Fulbe- und Bornu-Leute wohnen, herrscht Ruhe und Ordnung im Lande!

2. Handelspolitische Verhältnisse.

Für die Eröffnung der wirtschaftlichen Tätigkeit kommen vorlaufig nur die von Fulbe- und Bornu-Leuten bewohnten Gegenden in Betracht; nur in diesen kann man heute schon auf einen grösseren Absatz in europäischen Industrie-Produkten rechnen, nur durch Fulbe-Gebiet fuhren die bedeutenden Wasserstrassen des Landes, auf deren Uferstrecken auch der Plantagenbau seine Anfange zu nehmen hat. Bei der Betrachtung der Handelsfrage tritt uns übrigens ein neuer wichtiger Faktor, der Haussa-Händler, entgegen. Ich bin der Ansicht, dass die Bedeutung des alten Wüstenhandels heute gänzlich aufgehört hat. Die Lebensader des Karawanenhandels durch die Sahara bildeten die Sklaven, womit Adamaua und Baghirmi früher ganz Nordafrika und den Orient versorgten. Was Nordafrika dagegen lieferte, hatte so geringen wirklichen Wert, dass diese Handelsbeziehungen eigentlich nur als eine fortgesetzte Ausbeutung des Südens sich darstellen; was die Tripolitaner heranbrachten, waren zum grössten Teil minderwertige Luxus-Artikel für reichere Leute, das Land im grossen hatte auch nicht den geringsten Nutzen von diesem Handel, vielmehr wurde es fortgesetzt seines grössten natürlichen Reichtums, der menschlichen Arbeitskraft, beraubt. Dieser ist so bedeutend, dass selbst heute noch vielfach ein Sklave einem Stück Rindvieh je nach Qualität gleichsteht, während ein gutes Pferd schon den Wert von 3—5 Sklaven hat. Einen kräftigen erwachsenen Arbeiter kann man heute noch für 10—15 Maria-Theresia-Taler kaufen!

Diese geringe Bewertung der menschlichen Arbeitskraft muss naturgemass in absehbarer Zeit aufhören, nämlich sobald bei den jetzt unterdrückten Sklavenjagden der ständige Nachschub fortfällt und keine neuen Sklaven mehr auf den Markt gelangen. Wenngleich auch der Haussklaverei das Todesurteil schon gesprochen

ist, so hat jeder Fulbe vorläufig noch genügend Sklaven, welche ihm seine Arbeiten besorgen und sich dabei selbst recht wohl fühlen. Der Grundsatz aber, dass alle Sprösslinge, wo der eine Teil der Eltern frei war, auch als Freie betrachtet werden, ferner die Sitte, dass alte, bewährte und intelligente Sklaven sehr oft von ihren Herren freigelassen werden, muss notwendig dazu führen, dass sehr bald ein Mangel an Sklaven fühlbar wird, was weiterhin eine allgemeine Verteuerung der Arbeitskräfte im Gefolge haben muss. Der Fulbe wird sich alsdann wohl oder übel selbst zur Arbeit bequemen müssen, die sich ihm in denjenigen Beschäftigungen darbieten wird, welche bessere geistige Anlagen erfordern, wie z. B. Präparieren und Sortieren des Tabaks, Ueberwachung der Baumwoll-Reinigungs- und Pressmaschinen; für die gröberen und Feldarbeiten muss alsdann der freie Heide soweit vorbereitet sein, dass er als williger und tüchtiger Arbeiter die entstandene Lücke auszufüllen vermag.

Wie schon bemerkt, ist heute das ehemalige Haupt-Handelsobjekt, der Sklave, vom Markte verschwunden. Es ist lehrreich, zu beobachten, dass dadurch der Haussahändler-Verkehr fast gar nicht abgenommen hat. Obschon die übrigen Handelsprodukte einen viel geringeren Nutzen abwerfen, bewegen sich nach wie vor zahlreiche Händler-Karawanen nach allen Richtungen durchs Land und vermitteln einen ungemein regen Austausch der Erzeugnisse. Der Haussa ist das geborene Handelsgenie. Ausdauernd, zäh, genügsam, weitblickend, besitzt er eine überraschende Fähigkeit, sich dem Charakter seiner Kunden anzupassen; er scheut nicht die mühevollsten, monatelangen Märsche, um einen bescheidenen Gewinn zu realisieren. Mit einer derartigen Händlerkaste im Lande würde ich es für gänzlich verfehlt halten, von den Hauptplätzen wegzugehen und selber den Kleinhandel tiefer ins Innere zu tragen. Der schwerwiegendste Nachteil im Charakter des Haussa ist seine Neigung zum planlosen Umherstreifen; wenn es gelänge, tüchtige Haussa-Händler an bestimmten Punkten derartig sesshaft zu machen, dass man sie veranlasste, grösseres Grundeigentum zu erwerben und bessere Häuser zu bauen, wo die Familie sich ständig aufhält, so würde ich das als einen bedeutenden Schritt vorwärts in der Entwicklung des Landes betrachten. Hierzu ist die Möglichkeit ganz zweifellos vorhanden, wie man es aus den vereinzelten Beispielen ersieht, wo Haussas sich als Marktvögte und Bankiers der Fulbeherrscher dauernd an den Höfen derselben aufhalten. Aber gerade der wandernde Haussa-Kleinhändler, der uns bei dem Vertrieb europäischer Import-

Artikel besonders interessiert, ist schwer an einen festen Wohnsitz zu fesseln. Dennoch muss unbedingt danach gestrebt werden, dass ein besser situierter Kaufherrenstand sich aus dieser Klasse heraus entwickelt, der es mit der Zeit dem Europäer ermöglicht, das demoralisierende System der schwarzen Unterhändler aufzugeben. Im Gegensatz zu den Walddistrikten im südlichen Kamerun-Gebiet, können in Adamaua und Bornu auf den vorhandenen Produkten grosse Unkosten und Risiken nicht stehen, dafür sind sie zu wenig wertvoll; das schon bestehende eingeborene Handelssystem ist deshalb, verschieden von den Gepflogenheiten der Küste, dahin auszubauen, dass selbständige Händler für eigene Rechnung die entfernteren Plätze besuchen, so dass sich der Europäer in der Hauptsache auf den Grosshandel beschränkt.

3. Transportverhältnisse.

Der verhältnismässig niedrige Wert der Rohprodukte von Adamaua und Bornu würde im Waldgebiet den Handel unmöglich lohnend gestalten; derjenige Umstand, welcher helfend einspringt, ist in Adamaua die ungemein günstige Lage der Transportverhältnisse. Eisenbahnen mögen an der Küste für die Entwickelung des Landes unumgänglich sein; in Adamaua würden sie nur dann notwendig werden, wenn unsere Nachbarn zur Rechten und Linken mit dem Bau derselben vorgingen und damit so bedeutende Verkehrserleichterungen für ihre Gebiete schafften, dass bei uns der Strassentransport nicht länger dagegen in Wettbewerb zu treten vermöchte.

Bis zum Eintritt dieses Zeitpunktes reichen in Adamaua die bestehenden Verkehrsmittel vollauf aus. Die Strassen ziehen sich hier durch ein so günstiges Gelände, dass nur an vereinzelten Stellen leichte Verbesserungen angebracht zu werden brauchen, damit Lastwagenbetrieb darauf eingerichtet werden kann. Hier gibt es keine Sümpfe und Schluchten, die überbruckt werden müssten, kein umgestürzter Baumriese versperrt plötzlich den Weg, selbst die Vegetation macht keinen Versuch durch aufschiessendes Gestrüpp die gebahnten Strassen alsbald wieder für sich in Anspruch zu nehmen, sodass ständiges Reinigen derselben, im Gegensatz zum Waldlande, hier ganzlich fortfällt. Zugtiere sind im Lande einheimisch: Pferde, Esel, Ochsen! — Zwar kennt der Fulbe keine Wagen, doch bewegen sich heute schon auf den Hauptverkehrsstrassen ganze Züge von Eseln und

Lastochsen, oft in Stärke von Hunderten von Tieren, die zwar nicht übermässig rasch, jedoch gleichmässig und ausdauernd vom Morgen bis zum Abend grössere Mengen von Landesprodukten billig und sicher von einem Orte zum anderen befördern. Die Tiere sind ungemein genügsam und verlangen keine Spur von Pflege, das wenige Futter, welches sie zum Leben bedürfen, findet sich in den Raststunden an der Wegseite. In der Regenzeit erleichtern ferner ganz besonders den Verkehr die zahlreichen Wasseradern, welche mit Canoes bis weit ins Innere hinein befahrbar sind. Bisher habe ich Haussa-Händler mit ihren Canoes nur unterhalb Yola bemerkt, es ist aber nur eine Frage der Zeit, dass dieselben den Mao Kebbi, Mao Schuffi, Faro und Mao Deo gleichfalls zahlreich besuchen werden, um den billigen Wassertransport für die Umgebung von Rei Buba, Marrua und die Gebiete südlich des Benue nutzbar zu machen. Diese Flüsse sind auch für flachgehende Dampfer während der Regenzeit auf weiten Strecken befahrbar, was besonders für anzulegende Plantagen von grossem Vorteil sein wird.

4. Landesprodukte.

Adamaua und Bornu gehören nicht zu den Ländern, wo die Schätze frei zu Tage liegen und ohne Mühe gewonnen werden; und das ist gerade gut so, denn das Vorkommen von Gold, Silber und Diamanten ist meist kein ungemischter Segen für ein Land; die Schätze von Nord-Kamerun heissen: Fruchtbarkeit und Arbeitskraft! Das pilzähnliche Emporschiessen von Unternehmungen in den Goldminen-Distrikten hat in erster Linie ein unverhältnismässiges Verteuern sämmtlicher Lebensbedingungen und Arbeitskräfte im Gefolge. Alles, was nicht unmittelbar mit der Minen-Industrie zusammenhängt, und darunter an erster Stelle die Landwirtschaft, ist in Minen-Distrikten dem Untergange geweiht. Vor diesem Schicksal scheint mir Adamaua bewahrt. Ich glaube mit ziemlicher Gewissheit mich dahin äussern zu können, dass in Nord-Kamerun keine abbauwürdigen Erze sich vorfinden; die Zukunft des Landes beruht einmal auf den vorhandenen und dann noch mehr auf den noch zu schaffenden Bodenprodukten. Für den Plantagenbau sind die Bodenverhältnisse ganz aussergewöhnlich günstige: Auf grossen, zum Teil bislang unbenutzten Strecken besteht der Boden aus schwarzer, schwerer Erde; das Klima ist tropisch-kontinental, die Regenzeit setzt sicher, aber in milder

Form ein, so dass während ihrer ganzen Dauer gepflanzt werden kann. Grosse Rindviehherden bieten bedeutende Mengen des besten, natürlichen Düngers, das Land ist zum grossen Teil angeschwemmtes Flussland und liegt nur 200 m über dem Meeresspiegel, hat also nicht den Nachteil der salzigen Dünste, welche sonst bei einer derartig tiefen Lage die unmittelbare Meeresnähe mit sich bringt. Dabei ist es leicht zu beackern und kein tropischer Urwald macht ausgedehnte und kostspielige Rodungen notwendig. Meist ist das Gelände sanft gewellt und deshalb die Bewässerung leicht durch Abzugskanäle zu regulieren. Die auf dem Boden der Landwirtschaft stehende Kultur bietet aber alle Garantie, dass der Aufschwung ein dauernder sein wird, weil er jene innere Berechtigung in sich birgt, welche nur ernste, zielbewusste Arbeit einer kulturellen Entwickelung zu verleihen vermag. Deshalb zögere ich nicht, es auszusprechen, Adamaua hat eine Zukunft.

Landwirtschaft in den Tropen wird bedeutend erleichtert, wenn sie mit einer kaufmännischen Unternehmung Hand in Hand arbeiten kann. Letztere wird es in Adamaua ermöglichen, dass die Unkosten schon vom ersten Tage ab an Ort und Stelle gedeckt werden, denn allein der Kassa-Handel ist in Garua infolge der in Nord-Kamerun stationierten drei Kompanien Schutztruppe so bedeutend, dass er an sich die Gründung einer Faktorei rechtfertigen würde. Daneben findet sich aber ferner ein sehr bedeutendes Produktengeschäft, welches vorläufig zwar noch in den Kinderschuhen steckt, jedoch sehr bald verdoppelt und verdreifacht werden kann. In erster Linie sind hier Gummi arabicum (bis zu 200 tons im Jahre), Shea-Nüsse und Straussenfedern zu nennen, welche in grösseren Mengen und zu günstigen Preisen angeboten werden. Im nördlichen Adamaua bildet der niedrige dornige Busch, welcher das Gummi arabicum liefert, weit ausgedehnte Wälder, sodass der Reichtum des Landes an diesem Produkt ganz unerschöpflich erscheint. Shea-Nüsse werden in getrocknetem Zustande exportiert und finden sich sowohl nördlich wie südlich des Benue in grossen Massen vor. Straussenfedern kommen meist aus Bornu, wo wilde Strausse gejagt und zahme zahlreich gezuchtet werden; diese letztere Industrie ist sehr lohnend und erweiterungsfahig, sie befindet sich erst im Anfangsstadium. Die deutsche Verwaltung in Bornu wird gut daran tun, ihr Hauptaugenmerk auf die Hebung der Straussenzucht zu richten, indem sie engere Fühlung mit den zuchtenden Arabern zu gewinnen sucht. Die Shuari-Araber werden heute zu sehr als Karnickel betrachtet, was sie in vieler Beziehung

leider auch sind; sie spielen in Bornu eine ähnliche Rolle, wie manche Heiden in Adamaua. Wir sollten aber bedenken, dass übermässige Strenge diese wanderlustigen Stämme leicht aus unserem Gebiet vertreibt, und dass Auswanderungsgesetze und verschärfte Grenzaufsicht nicht genügen, um sie dem Lande zu erhalten. Die Araber müssen sich wohl fühlen unter deutschem Regime und voll berechtigt neben den Markaris und den anderen herrschenden Stämmen ihren Züchtereien obliegen können, wie das von den Franzosen schon sehr richtig erkannt wurde, welche eine grosse Anzahl Schechs mit ihren Heerden auf das andere Ufer des Shari herübergezogen haben.

Elfenbein, Gummi elasticum und Guttapercha kommen ihrer geringen Menge wegen nur als Handelsartikel zweiten Ranges in Betracht. Neuerdings kauft die Niger Comp. in Yola den Samen einer Strychnos - Art, anscheinend mit gutem Nutzen. Der neuentdeckte Strauchgummi, welcher aus dem dünnen Bast unter der Rinde gewonnen wird, scheint an den verschiedensten Stellen sich vorzufinden, doch ist mir über die Ausbeutemöglichkeit und Verwendbarkeit dieses Produktes noch nichts Näheres bekannt. Als neuen Artikel, den ich selbst in Adamaua entdeckte, ist ein Anaesthetikum zu nennen, dem in Anbetracht des hohen Preises für Cocain möglicherweise eine bedeutungsvolle Zukunft beschieden sein wird. Ob sich aus gegerbten Schaffellen (Marokko-Leder) Bienenwachs, Indigo, Rinderhäuten und Hörnern ein bedeutender Handel zu entwickeln vermag, muss ein Versuch zeigen; vorläufig ist das angebotene Quantum noch ziemlich gering; zweifellos lässt sich aber auch darin die Produktion heben, sodass in absehbarer Zeit hiervon grössere Mengen zur Ausfuhr gelangen. Die heutzutage gepflanzte Baumwolle findet im Lande selbst ihren Verbrauch und ist dementsprechend von der Bevölkerung zu hoch bewertet, um jetzt schon als Exportartikel in Betracht zu kommen. Die Hebung des Baumwollbaues in den dazu geeigneten Kolonien ist aber für Europa zur Lebensfrage geworden, sodass es die vornehmste Aufgabe der Landesverwaltung sein sollte, gerade diesem Zweige der Landwirtschaft besondere Pflege zu widmen. Verteilung von Saatgut und obligatorische Anlage von Baumwollfeldern in jedem Orte je nach Grösse und Einwohnerzahl sind die geeigneten Massregeln, um einen Ueberschuss von Baumwolle über den Inlandkonsum zu erzielen, und sehr bald dürfte sich bei dem Unternehmungssinn und hochentwickelten ökonomischen Verständnis der Fulbes und Haussas eine wichtige und blühende Industrie daraus gestalten.

5. Arbeiterfrage.

Die Prosperität aller afrikanischen Unternehmungen hängt bekanntlich — auch wenn sonst alle Vorbedingungen gegeben sein sollten — auf das allerengste mit der Arbeiterfrage zusammen. Wie schon an anderer Stelle bemerkt, ist Deutsch-Adamaua und Bornu in der beneidenswerten Lage, seinen Bedarf an Menschenmaterial selbst decken zu können. Auch die Arbeitslöhne sind heute derartig, dass sie der Eröffnung einer intensiven Plantagenwirtschaft nicht hinderlich im Wege stehen. Uns diese günstigen Verhältnisse zu erhalten, sollte unser eifrigstes Bestreben sein. An der Küste sind die Löhne dermassen in die Höhe getrieben, dass dieser Umstand allein rentables Arbeiten fast zur Unmöglichkeit macht. Und trotzdem fühlt sich der Neger unter dem weissen Herrn nicht wohl und sehnt sich nach seiner alten Buschlebensweise zurück. Es ist eben verkehrt, vom Afrikaner eine gleichmässige Arbeitsleistung zu verlangen, wie wir das in Europa als etwas Selbstverständliches betrachten. Tägliche Arbeit von 6 Uhr morgens bis 6 Uhr abends auf Wochen und Monate hinaus übersteigt einfach das Begriffsvermögen des Schwarzen, er betrachtet sie als die schlimmste Ungerechtigkeit, die alles das himmelhoch überragt, was der härteste eingeborene Sklavenhalter jemals von seinen Haus-Sklaven verlangt hat. Daher kommt es, dass der Sklave seine Unfreiheit unter einem afrikanischen Herrn dem freien Arbeiterstand unter einem Europäer unbedingt vorzieht. Endlich sollten wir es doch lernen, diesem Umstande Rechnung zu tragen. Nur für ruhige, langsame, gleichsam spielende Arbeit ist der Afrikaner auf längere Zeit hinaus zu gebrauchen, und dieser Rassen-Eigentümlichkeit müssen wir unsere Forderungen anpassen, wenn wir auf die Dauer mit schwarzen Arbeitern zurecht kommen wollen.

Ebenso selbstverständlich sollte aber die Bezahlung des Arbeiters seiner Leistung entsprechen. In diesem Punkte haben die europäischen Regierungen schwere Sünden auf ihrem Gewissen und davon in erster Linie wieder die Engländer, denen es ganz besonders zu danken ist, dass gegenwärtig allgemein an der Westküste Löhne von solcher Höhe gezahlt werden, dass sie sich weder aus den dafür geleisteten Diensten, noch aus den örtlichen Preisen für Lebensbedürfnisse, noch aus dem „ehernen Lohngesetz" von Angebot und Nachfrage rechtfertigen lassen. Der Neger ist von Natur zweifellos träge veranlagt. Anstatt ihn nun mit Güte und väterlicher Zucht zur Arbeitsamkeit zu bekehren, haben Regierungen und Privat-Unternehmer — letztere allerdings mehr „der

Not gehorchend, als dem eigenen Triebe" — darin gewetteifert, ihn durch enorm hohe Löhne für die Arbeit zu ködern.

Der grösste Segen Adamauas ist das alteingeführte Steuersystem der Fulbes, welches auf die Bevölkerung einen sanften Arbeitszwang ausübt und einen wertvolleren Kulturfaktor darstellt, als sämtliche philantropischen und Missionsbestrebungen zusammengenommen. Hier bietet sich auch der deutschen Verwaltung die Handhabe, um ihre Pläne zur Hebung des Landes durchzusetzen und um aus dem bedürfnislosen, müssiggehenden und dem Fortschritt abholden Afrikaner ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft zu erziehen. Der Neger in Adamaua ist es seit Jahrhunderten gewöhnt, dass von ihm eine bestimmte Arbeitsleistung erwartet wird. Dieses System muss erweitert werden und auch wirtschaftlichen Unternehmungen zu gute kommen. Die Ortsältesten müssen durch die Regierung angehalten werden, jährlich eine bestimmte, mässige Anzahl Arbeiter zur Verfügung der Behörde zu halten, denen ein Normallohn, gleichfalls regierungsseitig festgelegt, auszuzahlen ist. Diese Arbeiter müssen dann als „afrikanische Arbeiter", d. h. milde und nachsichtig, behandelt und gut verpflegt werden, was übrigens in Adamaua auch ohne grosse Kosten geschehen kann, und ich bin überzeugt, dass dieses System den Beifall aller Beteiligten finden wird. Während heute die Engländer in Yola schon Schwierigkeiten haben, ihren Arbeitsbedarf bei einem Lohnsatz von 50 Pfg. pro Tag exkl. Verpflegung zu decken, liefen uns in Deutsch-Adamaua freiwillige Träger bei einer Bezahlung von M. 4 im Monat in solchen Mengen zu, dass wir zuletzt mehr als die Hälfte des Angebots abweisen mussten; das war die Folge der guten Behandlung! —

Wir mögen also unsere Betrachtung dahin zusammenfassen:

1. Mässige, dem Charakter des Schwarzen angepasste Ansprüche an seine Arbeitsleistung;
2. Gute Behandlung und Verpflegung;
3. Entsprechende niedrige Bezahlung;

und dabei werden Arbeitnehmer sowohl wie Arbeitgeber sich wohl befinden.

6. Der Wasserweg nach Garua.

1. Fahrwasser des Niger-Benue.

Der Niger ist befahrbar:

Für Dampfer von 2 Fuss Tiefgang bis Jebba das ganze Jahr,
» » 5 » » Idah » » »

Für Dampfer von 3 Fuss Tiefgang bis Jebba v. Juli b. April inkl.
» » 4 » » » » Aug. b. März »
» » 5 » » » » » » Febr.
» » 10 » » Lokoja v. Aug. b. Dez. »
» » 15 » » » » im Sept. u. Oktob

Der Benue ist befahrbar:

Für Dampfer von 1 Fuss Tiefgang bis Ibi v. Mitte Juni b. März inkl.
» » » 1 » » » Garua v. Anf. Juli » Jan. »
» » » 2 » » » v. Mitte Juli » Nov. »
» » » 5 » » » » » Anf. Aug. bis Mitte Oktober inkl.

Es sind dies Durchschnittstermine, welche sich in sehr trockenen oder sehr wasserreichen Jahren bedeutend verschieben können.

Dampfer von 8 Fuss Tiefgang können höchst wahrscheinlich in sehr vielen Jahren nach Garua fahren, dennoch ist ein solcher Tiefgang für den Benue nicht ratsam, und zwar aus folgenden Gründen:

1. wegen der sehr gewundenen, engen und oft sehr schwer auffindbaren Tiefwasser-Fahrrinne,
2. wegen der zahlreichen, tief im Wasser verborgenen »snags«, deren Gefährlichkeit proportionell mit dem Tiefgang des Dampfers zunimmt,
3. wegen des grösseren Eigengewichtes solcher Dampfer, welches ein Abbringen derselben im Falle des Aufsitzens auf Sandbänken ungemein erschweren wird,
4. wegen der Schwierigkeit, die höchste Höhe des Wasserstandes der einzelnen Jahre vorher zu sagen, wobei es sehr viele Jahre geben dürfte, in denen Dampfer von mehr als 5 Fuss Tiefgang nicht weiter als ungefähr in die Gegend von Lau gelangen könnten.

2. Dampfertypen.

Aus vorstehender Tabelle ergibt sich das Resultat, dass Dampfer, die ausschliesslich für die Garua-Fahrt bestimmt sind, nicht mehr als zwei Fuss Tiefgang haben sollten, um möglichst lange im Jahr Beschäftigung finden zu können. Handelt es sich dagegen um eine Flotte, die sowohl auf dem Niger, als auf dem Benue Verwendung finden soll, so würde eine Kombination von drei Typen am besten das Jahresgeschäft bewältigen: Dampfer von fünf Fuss Tiefgang für die Hochwasser-Periode bis Garua

und in der Trockenzeit bis Idah; Dampfer mit zwei Fuss Tiefgang für den Verkehr eingangs und Ende der Trockenzeit auf der Garua-Strecke, und während der Trockenzeit selbst für den Verkehr oberhalb Idah auf dem Niger; Dampfer mit einem Fuss Tiefgang könnten dann schliesslich auch noch über Garua hinaus gelangen und die Nebenflüsse des Benue und Niger befahren und ausserdem den Benue-Verkehr im ersten und letzten Stadium der Hochwasserperiode besorgen. Die Dampfer mit fünf Fuss Tiefgang wären als Doppelschraubendampfer, die kleinen als Doppelheckraddampfer zu bauen. Dampfer von drei und vier Fuss Tiefgang erscheinen deshalb unpraktisch, weil ihre Verwendbarkeit die der Dampfer mit fünf Fuss Tiefgang nur wenig übertrifft, ihre Konstruktion aber erhebliche Schwierigkeit verursacht, falls man sie mit Schraubenpropeller versehen wollte, die für grössere Fahrzeuge das allein richtige System bedeuten. Das Doppelschrauben- respektive Doppelradsystem empfiehlt sich der besseren Lenkbarkeit halber, da besonders auf dem Benue scharfe Krümmungen mit reissender Strömung zu überwinden sind. Grosse Dampfer von fünf Fuss Tiefgang sollten nicht mehr als 130 Fuss Länge erhalten, die kleineren nur 85 bis 90 Fuss. Alle Saugöffnungen der Pumpen sind 3/4 Fuss unter der Wasserlinie des unbeladenen Dampfers anzubringen. Als bestes Kesselsystem empfehlen sich die sogenannten „return tube boilers"; alle Maschinen sind mit Oberflächen-Kondensation, alle Dampfer mit Dampfankerwinde zu versehen. Die Anlage von elektrischem Licht ist nur dann vorteilhaft, wenn dieselbe keinen erhöhten Brennmaterialverbrauch bedingt. Die Feuerung ist so einzurichten, dass sowohl Kohle als auch Holz benutzt werden kann. Bei der starken Strömung des Benue wird, wenigstens streckenweise, Kohlenfeuerung unvermeidlich sein; auf dem Niger kann man dagegen überall mit Holz fahren. Die letzten Verbesserungen der Oelfeuerung sind mir unbekannt, doch wäre dieses System für den Niger-Benue möglicherweise ganz besonders geeignet.

3. Flussstationen.

Es ist zweifellos wünschenswert, auf der langen Strecke zwischen Forcados und Garua Stützpunkte zu haben, wo Dampfer ihr Brennmaterial ergänzen, event. Havarien ausbessern, Personal annehmen und bei allen denkbaren Zufälligkeiten Unterstützung finden können. Das Holz, welches auf dem Niger-Benue als Feuerungs-

material zur Verfügung steht, besitzt ziemlich geringe Heizkraft, so dass event. Kohlenstationen an den Hauptpunkten angelegt werden müssten. Eine Kette von Stationen und Stützpunkten, von denen keiner mehr als zwei Tagereisen von dem anderen entfernt ist, würde ungefähr folgendermassen einzurichten sein, wobei die römischen Ziffern grössere Depots bedeuten, die der Leitung eines Weissen zu unterstellen wären, während die arabischen Ziffern einfache Holzstationen andeuten:

I. Forkados.
2. Attani oder Onitscha.
III. Idah.
4. Quendon.
5. Lokoja.
6. Loko oder Amagede.
7. Akpa.
VIII. Ibi oder Stribu.
9. Amara.
10. Lau.
11. Umburu.
12. Yola.
13. Fulbedorf unterhalb der Einmündung des Faro.
XIV. Garua.

Das Holz wird von den Eingeborenen gegen Waren eingetauscht und so bezahlt, dass ein Stapel von 6×6×6 Fuss ungefähr Mk. 8,— bis Mk. 9,— Selbstkosten der Waren einsteht. In den Depots könnten Einrichtungen getroffen werden, dass dort grössere Warenmengen schon im Anfang der Hochwasserperiode aufgestapelt werden, welche dann später, wenn die Dampfer höher hinauffahren können, ihrem definitiven Bestimmungsorte zuzuführen sind, so dass man auf diese Weise auch Anfang und Ende der Hochwasserzeit voll ausnutzt und während der Hauptperiode kürzere, also mehr Reisen machen kann.

Schlusswort.

Man wird aus vorstehender Darstellung den Eindruck gewonnen haben, dass unser nördliches Kamerun-Gebiet ein Land ist, welches infolge seiner Lage am äussersten Punkte der Wasserverbindung Zentralafrikas mit dem Meere, dazu berufen scheint, die führende Rolle bei der Erschliessung des Sudans zu übernehmen. Diese Wasserverbindung ist international und führt fast ausschliesslich durch nichtdeutsches Gebiet. Es wäre deshalb gänzlich verkehrt, wenn eine Gesellschaft, welche die Bearbeitung Adamauas beabsichtigt, engherzig ihren einseitig nationalen Standpunkt vertreten wollte; vielmehr muss das Unternehmen weitsichtig angelegt und liberal geleitet werden und möglichst die ganzen Uferländer auf der vollen Länge des Weges mit in das Bereich seiner Tätigkeit hineinziehen. Dieses Ziel liesse sich selbstredend auf mehr als eine Art erreichen, doch ist das „wie" nur eine Frage von geringer Bedeutung, solange die Sache selbst das internationale Prinzip beibehält. Hoffen wir also, dass sich am Niger-Benue bald ein neues Unternehmen entfalten möge, mit dem Hauptstützpunkt in Garua, zum Wohle unserer vaterländischen Industrie und Schiffahrt, zum Heile der davon berührten Länder, seien sie deutsch, englisch oder französisch, und zum Segen des ganzen Zentralsudans und seines natürlichen Kernpunktes Deutsch-Adamaua und Bornu.



ANHANG.

I. Geographisches.

Von **Walter Edlinger**, dipl. Berg-Ingenieur.

Das von der Expedition in der Zeit vom 23. September (Abmarsch von Garua) bis 11. Dezember (Ankunft in Garua) bereiste Gebiet liegt südlich von Garua, und zwar zwischen dem Benue und der Hochebene von N'gaumdere einerseits und zwischen dem Ssarimassiv und der deutsch-französischen Grenze anderseits.

Von Garua bis Adumre marschierte die Expedition unter Benutzung des durch Passarge bekannt gewordenen Itinerars. Die Routenaufnahmen des Verfassers beginnen daher erst hier und bilden eine ununterbrochene Reihe von Adumre bis N'gaumdere und von da nördlich bis Ssagdje. Die Route Ssagdje-Gunna fehlt, es musste der feindlichen Haltung der dortigen Bevölkerung halber auf die Aufnahme verzichtet werden, dieser Teil der Route ist übrigens aber schon durch Passarge bekannt.

Zur Unterstützung der Routenaufnahmen wurden fünf Breitenbestimmungen in bis dahin astronomisch noch nicht festgelegten Ortschaften gemacht. Leider erwiesen sich die Witterungsverhältnisse den Beobachtungen so überaus ungünstig, dass es nicht möglich war, in dieser Hinsicht etwas mehr zu tun.

Die von Dr. Graff in Hamburg berechneten astronomischen Breitenbeobachtungen ergeben folgende Resultate:

Rúmde-Bíla	$\varphi = + 8^0\ 39{,}4'$
Wógena	$7^0\ 45{,}2'$
Djúgh	$7^0\ 39{,}5'$
Gŭna	$8^0\ 32{,}8'$
Wubắo	$8^0\ 48{,}7'$

Für jede Breite liegen vier Zenitdistanzmessungen vor, die Resultate dürften nur um wenige Zehntel einer Bogenminute fehlerhaft sein.

Unter Benutzung des Siedeapparates wurden 22 Höhenbestimmungen vorgenommen.

Mehrere Bergbesteigungen wurden zum Zwecke genauerer Orientierung und Rundpeilungen ausgeführt, so die des Hossere Bogole bei Garua, des Hossere Schabau bei der Ortschaft gleichen Namens, des Hossere Gunna und der Sachsespitze im Massiv des Ngau-Janga. Die Höhen der beiden letzten Bergspitzen wurden mit Hilfe des Siedeapparates absolut gemessen.

In orographischer Hinsicht zerfällt das bereiste Gebiet in zwei Teile, in das Hochplateau von N'gaumdere und jenes nördlich davon gelegene Gebiet, das Passarge zufolge seiner geographisch-geologischen Beschaffenheit in treffender Weise als das Schollenland von Adamaua bezeichnet. Beide sind durch einen westöstlich streichenden Steilabfall voneinander getrennt. Die Vermutung aber, dass sich dieser Abfall ähnlich wie nördlich und nordwestlich von N'gaumdere in scharf ausgeprägter Linie nach Osten weiterziehen würde, scheint sich doch nicht zu bestätigen; denn da, wo wir, von Nordosten kommend, die Hochebene von N'gaumdere betraten, zeigte sich der Abfall des Plateaus als eine flache Böschung, und der Uebergang auf das Plateau ist auch nicht durch eine grössere Terrainstufe gekennzeichnet, weil die Gebirgsketten, die das deutsch-französische Grenzland durchschwärmen und die sich im Osten und wahrscheinlich auch im Nordosten an das Plateau anschliessen, in ihrer absoluten Höhe der des Plateaus sehr nahe kommen. Das Schollenland von Adamaua lässt sich, so weit die von der Expedition durchkreuzten Gebiete desselben in Betracht kommen, etwa in drei Teile gliedern: in das Hügelland von Adumre, in die Ebene von Buband'jidda und das Gebirgsland des deutsch-französischen Grenzgebietes.

Das Hügelland von Adumre findet im Westen seine Begrenzung durch das Hossere Lagdo und Hossere Doka (Hossere Dokare), welch letzteres sich 200 m aus der Benueebene erhebt. Im Osten geht es in die Mulde des Logone über, nach Süden zu reicht es nicht über Rei Buba hinaus. Die Eintönigkeit des flach gewölbten Hügellandes wird häufig durch bis 100 m (rel.) hohe Granitklippen und -Burgen unterbrochen, die für diese Gegend geradezu ein Charakteristikum bilden. Man findet sie nicht nur bei Adumre, sondern ebenso häufig bei Bengi, Lagdo und nördlich von Duli. Sie tragen viel zur Belebung des landschaftlichen Bildes bei. Die Verhältnisse bei Lagdo sind durch Passarge bekannt. Der Benue, der jetzt seinen Lauf durch das Gebirge nimmt, hat vor seinem Durchbruch das Hossere Lagdo

westlich umgangen, wie die sumpfigen Niederungen und Seen beweisen, die sich südlich des Hossere Lagdo nach Westen hinziehen. Während nördlich von Lagdo zur Rechten des Benue die Hügelketten von diesem zurücktreten und die Ebene sich wieder öffnet, unweit des Benue nur durch den Kegel des Hossere Kemni unterbrochen, verlassen zur Linken die Ausläufer des Hossere Duli und des Hossere Bogole den Strom erst kurz oberhalb Garua, um dann weit zurückzuweichen, dem Auge als ein unbedeutender Höhenzug bemerkbar. Vor Garua schieben sich die Sandsteinbänke zur Rechten bis in den Benue selbst, die Schiffahrt gefährdend. Die Ebene von Buband'jidda grenzt im Süden an den Steilabfall des Hochplateaus von N'gaumdere, im Westen an die Ausläufer des Hossere Karna und des Ssarimassivs und greift im Norden zungenförmig bis in die Gegend von Lagdo vor. Nach Osten zu greift sie über den Benue hinüber und wird dann wahrscheinlich sehr bald an östlich des Benue auftauchenden Gebirgszügen und Massiven abstossen. Doch werden erst spätere Forschungen darüber Licht verbreiten. In dieser Ebene tauchen hier und da Gebirgsstöcke ganz unvermittelt auf, und weithin beherrschen Hossere Balda, Hossere Lade, Hossere Madei, Hossere Gali, Hossere Gurna und Hossere Rei infolge ihrer isolierten Lage die Ebene. In besonderem Masse gilt dies wieder vom Hossere Gali, dessen Höhe auf 300 m (rel.) geschätzt wurde. Es liegt am Rande der weiten Benue-Niederung, die sich östlich desselben ausdehnt und die durch mehrere niedere aber scharf hervortretende Terrainstufen von etwa je 10 m Höhe in verschiedene breite Absätze gegliedert wird.

Das Gebiet in der Nähe der deutsch-französischen Grenze ist ungemein gebirgig, mehrmals führte der Pfad über Pässe von etwa 1000 m Höhe. Ihre höchsten Erhebungen finden die deutsch-französischen Grenzgebirge, so weit bis jetzt bekannt ist, im Hossere Ngau-Janga, wo sich aus mächtigem Massiv zwei Spitzen bis zu einer Höhe von etwa 1300 m erheben, unter ihnen die von der Expedition nach Exzellenz Sachse benannte Sachsespitze. Wenn man die hydrographischen Verhältnisse in Rücksicht zieht, so gewinnt man den Eindruck, als ob die Gebirge bei Fumbang und Mbakana Vorberge eines etwa nördlich von Fumbang befindlichen Massivs seien, das dann etwa die Verlängerung von Passarges Ssalube bilden würde und vielleicht das „Hossere manga manga" vorstellen dürfte, von dem ihm seine Leute berichten. Dann wäre es nicht ausgeschlossen, dass sich der Bruchrand noch etwas weiter nach Osten hinzieht. Die deutsch-fran-

zösische Grenze erreicht er aber nicht, sonst hätten wir ihn auf unserm Zuge nordsüdwärts kreuzen müssen.

Das Hochplateau von N'gaumdere wurde, wie schon erwähnt, etwa zwei Tagereisen nordöstlich von N'gaumdere erreicht. Wie im Nordwesten von N'gaumdere, so ist auch östlich der Stadt, etwa 40 km von dieser entfernt, der Hochebene eine Kette offenbar westöstlich sich hinziehender Kegel aufgesetzt, das Hossere Ngau M'Bum. So scharf und mit so charakteristischen Formen hebt sich dieses Gebirge vom Horizont ab — mitten unter prächtigen Kegeln bemerkt man zwei schöne Tafelberge —, dass es, obwohl weit entfernt, während dreier Tage dem Auge sichtbar war. Dieses Gebirge dürfte in seinen Bergspitzen die absolut höchsten Erhebungen im weiteren Umkreis von N'gaumdere enthalten.

Hinsichtlich der hydrographischen Verhältnissen sind zwei Gebiete zu unterscheiden: das des Schari-Logone (Tsadseegebiet) und das des Benue-Niger. Auf dem Hochplateau, etwa 21 km nördlich von N'gaumdere beginnend, bis wohin sich ausser den genannten Stromgebieten auch das des Kongo erstreckt, zieht sich die Wasserscheide zwischen Benue und Logone in nordöstlicher Richtung hin, läuft später etwa entlang des 8. Grades nördlicher Breite, um schliesslich vom Schnittpunkt dieses Breitengrades an mit 15° 30' östlicher Länge sich nach Nordosten zu wenden. Es hat sich nämlich ergeben, dass der nach dem Tuburi-Sumpf fliessende Damu nicht, wie auf den Karten angegeben, deutsches Gebiet entwässern kann, sondern wahrscheinlich in seinem ganzen Verlaufe eine südnördliche Richtung hat. Der Mao-Mbina (Bini), der auf der Hochebene von N'gaumdere entspringend, sich später in den Logone ergiesst, vielleicht gar selbst den Quellfluss des Logone vorstellt, besitzt schon da, wo die Karawanenstrasse Garua-N'gaumdere ihn kreuzt, eine Breite von 6—8 m bei mindestens 2 m Tiefe und fliesst mit starker Strömung ostwärts. In weitgeschweiften Serpentinen sich schlängelnd, hat er sich ein rinnenartiges Bett in die bis 20 m mächtige Decke lateritischer Roterde bis zum Basalt hinab eingenagt. Wie schon erwähnt, nimmt er seinen Lauf in rein östlicher Richtung, solange er den 15° östlicher Länge noch nicht überschritten hat, um sich erst dann nach Norden zu wenden. Bei Lau besitzt er bereits bei 0,5 m Tiefe eine Breite von 40 m und wird mit Kanoes befahren.

Um nun zum Benue zu kommen, so ist zunächst zu konstatieren, dass sein Strombereich in seinem Oberlaufe nördlich

des Bruchrandes fast allenthalben sich bis über den 15° östlicher Länge hinaus erstreckt. So, wie der Lauf des grossen Stromes bis Uru Beridji auf den Karten eingezeichnet ist, entspricht dies etwa den tatsächlichen Verhältnissen, dagegen konnte festgestellt werden, dass sich der Lauf des Benue oberhalb des genannten Ortes nach Westen verschiebt und dass der Benue keineswegs das weit nach Osten ausbiegende Knie beschreibt, wie es auf den Karten bisher hypothetisch dargestellt wurde. Die Quellen des Benue liegen da, wo sie schon Flegel und Passarge angegeben haben. Leider wurde die Absicht der Expedition, auf dem Rückmarsch von N'gaumdere durch Einschlagen einer weiter westlich gelegenen Route die verschiedenen Quellflüsse des Benue an ihren Quellen selbst zu erreichen, durch die mitgenommenen Führer vereitelt; denn wie sich schliesslich bei Konstruktion der Route herausgestellt hat, wurde auch von der Expedition der alte Karawanenweg eingeschlagen, den bisher schon jeder Reisende auf seinem Marsch von N'gaumdere nach Norden eingeschlagen hat. Wenn man aber unter den passierten Quellflüssen denjenigen als den eigentlichen Benue bezeichnen will — bei den Eingeborenen des Gebietes trägt keines der Flüsschen diesen Namen —, der hinsichtlich seiner Grösse und Wasserführung auch während des afrikanischen Winters diesen Namen am ehesten zu tragen verdient, so ist es, wie schon in einem früheren Berichte dargetan wurde, entschieden der Fluss, den Passarge als Koogi-n-Taguelafi bezeichnet.*) Er besitzt da, wo er die Route kreuzt, bereits eine Breite von 10 m und setzt sich aus zwei kleinen Bächen zusammen, deren einer links, der andere rechts des Pfades entspringt. Der Benue wurde im Verlaufe der Expedition noch öfter angetroffen und überschritten. Bei Garua besass er im Dezember eine Breite von über 200 m bei 0,6—0,7 m Tiefe, bei Duli bei 200 m Breite eine Tiefe von etwa ½ m. Während der Regenzeit aber, innerhalb welcher er 3—4 m steigt, mag er selbst dort noch die ganze Breite des Flussbettes von 500 m einnehmen. Er empfängt seine beiden grossen Nebenflüsse, den Mao-Schina und den Mao-Schufi — letzterer war bisher unbekannt, an ihm ist Djirum gelegen — bereits oberhalb Uro Beridji, und zwar zunächst den Mao-Schina von Osten, weiter oberhalb dann den Mao-Schufi. Wahrscheinlich trennen sich die beiden grossen Flüsse schon kurz unterhalb Djirum, indem der Benue in südlicher

*) Wie mir neuerdings bekannt wird, neigt auch Hauptmann Glauning, der einige Monate nach uns auf demselben Wege das Gebiet der Benuequellen kreuzte, dieser Ansicht zu.

Richtung zu suchen sein wird, während die Quellen des Mao-Schufi wahrscheinlich im Südosten dieser Gegenden liegen. Der Benue führt bei Djirum den Namen Mao-Mandaro, der Name Mao-Schufi kehrt in den Heidenländern im deutsch-französischen Grenzgebiet nicht wieder. Ich vermute, dass die Quellen dieses Flusses in der Nähe des 8. Breitengrades liegen.

Der Mao-Schufi präsentiert sich in der Regenzeit bei Djirum als ein Fluss von 80 m Breite und mindestens 2 m Tiefe. Dieselbe Tiefe besitzt wohl auch der Mao-Schina zur Regenzeit, trotzdem ist aber der Mao-Schufi der bedeutendere von den beiden grossen Nebenflüssen des Benue; denn er wies zur Trockenzeit bei einer Breite der Stromrinnen von 40 m noch Tiefen von 0,6 m auf, während jener zur selben Zeit nur einen unbedeutenden Bach vorstellte, der hinsichtlich seiner Wasserführung zu jener Zeit nicht einmal den Vergleich mit dem Mao Mbei aushalten konnte, der in der Nähe von Issabalda die Benueniederung durchläuft. Der Benue und Mao-Schufi werden zur Regenzeit mit leichten Raddampfern sicherlich bis über Djirum befahren werden können, selbst in der Trockenzeit sind beide Flüsse noch in der Nähe des genannten Ortes für Kanoes fahrbar.

Der Mao-Schina erhält seine Zuflüsse nicht nur von Norden, sondern er entwässert auch das Gebiet von Rei Buba und sogar südöstlich bis 8° 30'. Da, wo sich auf alten Karten der Ort Gada eingezeichnet findet, dessen Existenz übrigens angezweifelt werden muss, da den Bewohnern der bereisten Gebiete der Name unbekannt war, mag die Wasserscheide zwischen den Flussgebieten des Mao-Schina und des Mao-Schufi sich hinziehen. Letzterer empfängt all die zahlreich zwischen 8° 30' und 8° n. Br. aus fränzösischem Gebiet kommenden Gebirgsflüsschen, die zur Regenzeit gleich Giessbächen durch die deutsch-französischen Grenzgebirge dahinschäumen.

Die Benue-Ebene nordöstlich vom Massiv des Ssari wird von einer Anzahl kleiner Flüsschen durchströmt, die soweit sie ihre Quellen im Ssarigebirge haben, das ganze Jahr hindurch Wasser führen. Der von Passarge als Nebenfluss des Mao-Meimbe verzeichnete Mao-Bassuri wurde von uns nicht bemerkt, dagegen wurden auf dem Marsche von Guna nach Djirum zwei Nebenflüsse des Mao-Ssala, der Mao-Gangri und Mao-Farka, überschritten und der Mao-Mbei bei Wubao angetroffen. Hinsichtlich der Wasserführung übertrifft der Mao-Mbei, wenigstens zur Zeit der Dürre, den Mao-Schinna.

Ein nur noch während der Regenzeit mit dem Hauptstrom in Verbindung stehender alter Arm des Benue befindet sich mit diesem parallel laufend auf dem linken Ufer des Benue gegenüber von Assali. Seine Breite betrug etwa 50 m.

Als stehende Gewässer sind zwei kleine Seen beachtenswert. Der eine befindet sich südwestlich von Lau, der andere nordöstlich von Djirum. Beide Seen sind als die Ueberreste früherer grösserer Wasserbecken zu betrachten, ihre Ufer werden zum Teil durch Schuttkegel alter Flussläufe gebildet.

II. Geologisches.

Von **Walther Edlinger,** dipl. Berg-Ingenieur.

Wenngleich die von der Expedition mitgebrachte Gesteinsprobensammlung noch der eingehenden Untersuchung harrt, so lässt sich doch schon jetzt sagen, dass das Ergebnis der letzteren das Bild, das man sich auf Grund der gemachten Beobachtungen vom geologischen Aufbau der Heidenländer Buband'jiddas machen kann, nicht wesentlich wird ändern können.

Es kehren östlich des Benue dieselben Gesteine wieder, wie in den von Passarge seinerzeit für die Geologie erschlossenen Gebieten, und die Reihe der geschichteten Gesteine bleibt nach wie vor auf die Glieder des Archaikums und die Sandsteine unbekannten Alters beschränkt.

Es wird noch genauerer Durchforschung des Buband'jiddahochlandes bedürfen, ehe man von der Tektonik dieses Gebietes und der Gruppierung der zahllosen Gebirgszüge und Stöcke zu einander in den Quellgebieten des Mao-Schufi und Mao-Mbina ein scharfes Bild wird gewinnen können, aber zweifellos kehren die von Passarge aufgestellten tektonischen Richtungen, die Kamerun- und Benuelinie, auch östlich des Benue mehrfach wieder.

In Richtung der Kamerunlinie (NNO—SSW) verläuft z. B. das Hossere Solere, das Hossere Ngau-Wara und anscheinend auch ein Teil der Gebirgsketten, welche dem Buband'jiddahochland aufgesetzt sind. Sie kehrt ferner immer wieder im Streichen der kristallinen Schiefer, und die Mehrzahl der in Ost-Buband'jidda angetroffenen Gesteinsgänge schliesst sich dieser Richtung an.

Die Benuelinie (W—O) wird repräsentiert durch die nordöstlich von N'gaumdere dem Hochplateau aufgesetzte Eruptivkette des Hossere Ngau-M'Bum.

Dass tektonische Störungen nach Beendigung des gebirgsbildenden Faltenwurfs auch im Hochland von Buband'jidda statt-

gefunden haben, dafür scheinen die Verhältnisse im Hossere Ngau-Wara einen Beweis zu liefern. Dieses Gebirge wird in seiner ganzen Erstreckung von einem in Richtung NNO—SSW verlaufenden, 2—3 km breiten Graben durchfurcht, dessen Sohle von den stehen gebliebenen Flügeln des Gebirges um ca. 300 m überragt wird. Der Graben ist auch in hydrographischer Hinsicht erwähnenswert, weil er nach der einen Seite zum Benue, nach der andern zum Logone entwässert wird.

Granit ist dasjenige Gestein, dem man in Ost-Buband'jidda am häufigsten begegnet. Nicht, dass er seiner Verbreitung nach vor den Gneisen und kristallinen Schiefern vorherrscht, er tritt nur vermöge seiner grösseren Widerstandsfähigkeit gegen die zerstörenden Einflüsse der Atmosphärilien und infolge der weit fortgeschrittenen Denudation überaus häufig aus dem Gefüge der umgebenden Schichten heraus. Die Glieder des Archaikums aber sind da, wo sich Schollen zwischen den Eruptivmassen vorfinden, fast immer dem Auge durch ausgedehnte Decken alluvialen und in situ entstandenen Laterits entzogen. Nur einmal traten die Gneise in stundenweiter Erstreckung schön zu Tage, nämlich am Massiv des Ngau-Janga, wo dieselben den Eruptivgranit mantelförmig umgeben. Der Granit selbst, in Beschaffenheit seiner Bestandteile häufigen Schwankungen unterworfen, wird nicht selten von Gängen teils pegmatitischer, teils feinkörniger Struktur durchzogen, und es verdient erwähnt zu werden, dass auch diese Gesteinsgänge in ihrer Streichrichtung an die Kamerunlinie sich anlehnen.

Vermag der Granit zufolge seines festen Gefüges den Einflüssen der Denudation kräftigen Widerstand entgegenzusetzen, so wirkt die Insolation auf ihn um so intensiver ein. Bis tief in den gewachsenen Boden hinein wird durch aufreissende Spalten der Zusammenhang der Massen gestört, und unter der Wechselwirkung von Sonnenbestrahlung und Abkühlung zerfallen selbst gewaltige Granitburgen in ein Haufwerk loser Blöcke. Weniger häufig, hier und da in der Nähe von Rumde Bila, wurde eine andere, von Passarge schon beschriebene Art der Verwitterung beobachtet, bei welcher der Granit schalenförmige Rinde abspringen lässt. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, dass diese Flächen der Absonderung dem Granit schon mit der Erstarrung vorgezeichnet werden.

Neben Granit tritt in beschränktem Masse Olivindiabas in der Nähe von Rol und Djugh auf und bildet teils Gänge, teils Quellkuppen im Glimmerschiefer.

Ob auch jüngere Eruptivgesteine in Ost-Buband'jidda nördlich des Bruchrandes auftreten, lässt sich bis jetzt nicht mit Bestimmtheit feststellen.

Die Gneise sind durch Biotitgneise mannigfaltiger Varietäten vertreten, während Muskovitgneis durchaus zu fehlen scheint. Amphibolit, teils dichter, teils grobkörniger Struktur, ist neben Quarzit eine häufige Einlagerung, dagegen fand sich archäischer Kalkstein nirgends, obwohl er auf französischem Gebiet gegen Lame zu vorkommen soll. Passarges Giddirit tritt auch in Duli auf.

Als weitere Glieder der archäischen Gruppe besitzen Glimmer-, Ton- und Quarzitschiefer grössere Verbreitung. Die Tonschiefer bilden östlich von Rei Buba eine 15 km breite Scholle, und vermutlich bildet diese die Fortsetzung des westlich des Benue beobachteten Vorkommens. Das Gestein wird von zahllosen Quarzbändern regellos dnrchschwärmt. Die Schichten fallen steil nach Osten ein, das Streichen schwankt zwischen 25° und 40°. In der Nachbarschaft des Hossere Laubu und Hossere Beimba geht das normale Gestein in Knotenschiefer über.

Glimmerschiefer findet sich, gleichfalls mit nordwestlichem Streichen der Schichten, bei Djugh und Fumbang.

Die Sedimentärgesteine werden in Mittel-Adamaua nur durch Sandstein vertreten. Wegen seines Vorkommens, das immer an die Benuemulde gebunden ist, hat ihm Passarge mit Recht den Namen Benuesandstein verliehen. Er begleitet den Benue von seiner Einmündung in den Niger an aufwärts bis in die Nähe von Garua. In Mittel-Adamaua fanden wir die südlichsten Zipfel seiner Decke nordöstlich von Gunna am Mao-Ssalla und auf halbem Wege zwischen Djirum und Rei Buba. Gebirgsbildend tritt er zuletzt am Hossere Duli auf, wo er direkt auf den Gneisen lagert, und immer, wo man ihm auch in Mittel-Adamaua begegnen mag, finden sich die Schichten mit Rollstücken alter Flussschotter bestreut.

Sandsteinbänke geringer Mächtigkeit finden sich ferner am Hange des zum Flusssystem Logone-Schari gehörigen Mao-Mbina, östlich von Lau. Es sind unbedeutende Denudationsreste, halb vom Gehängelehm und alten Flussschottern bedeckt. Sie sind mit dem Benuesandstein wohl kaum in Zusammenhang zu bringen.

Nirgends ist bisher der Sandstein, weder der des Benue noch der des Mao-Mbina fossilienführend angetroffen worden. Die Vermutung, dass der Benuesandstein eine fossile Dünenbildung repräsentiert, hat durch die gemachten Beobachtungen Bestätigung gefunden. Wo nämlich das Schichtengefüge gut

angeschnitten ist, trifft man hier und da, sehr schön z. B. an der Nordwand des Hossere Bogole, jene charakteristische Diagonalschichtung an, wie sie entsteht, wenn aus konzentrischen Schalen aufgebaute Dünenhügel in Wanderung geraten.

Anders freilich liegen die Verhältnisse bei Lokodja. Denn einmal treten im Schichtengefüge des dortigen Sandsteins Konglomeratbänke auf, und dann spricht auch das Vorkommen oolithischer Braun- und Roteisensteine an den Hängen des Mount Patteh für marine Bildung. Vielleicht gelingt es, jenes Vorkommen mit den marinen Ablagerungen des Tsadseebeckens in Zusammenhang zu bringen.

Die Genesis der Sandsteinreste in der Talmulde des Mao-Mbina ist noch zweifelhaft.

Der Bildung der Sandsteine folgte die Ablagerung der älteren Flussschotter. Auch hier lassen sich zwei räumlich getrennte Gebiete unterscheiden, deren eines, dem Laufe des Benue folgend, zungenförmig in Richtung der Buband'jiddaberge sich erstreckt, während das andere der Mulde des Mao-Mbina entspricht.

Am Benueknie bei Djaebake zum ersten Male auftretend, lassen sich die Schotter bis über Rumde Bila hinaus verfolgen. Von Norden kommend, tritt man kurz hinter Garua wieder in die Zone der alten Benue-Alluvien ein. Wahrscheinlich ist ihre Verbreitung noch grösser, indem sie vielleicht den Benue bis zu seinem Austritt aus den Randgebirgen begleiten werden. Lokal finden sich kleine Schotterkegel ferner am Hossere Schabau am Ausgange der in dieses Gebirge eingeschnittenen Täler.

Aeltere Schotter des Mao-Mbina treten allenthalben am Südhange des Buband'jiddahochlandes auf, bei Rol in über 1000 m Höhe. Bei diesem Orte scheint ihre Verbreitung nach Westen hin ein Ende zu finden. Wahrscheinlich füllen sie den ganzen Raum zwischen dem Südabfall des Hochlandes und den südlich des Mao Mbina gelegenen Gebirgen aus.

Die einzelnen Rollstücke der Schotter erreichen selten Faustgrösse. Das Material ist zumeist Quarzit, dann Gneis, Granit, Diabas, Schiefer und Porphyr.

Während der Benue jetzt nur noch Kies und Sand mit sich führt, rollt der Mao-Mbina noch heute, entsprechend seinem stärkeren Gefälle, beträchtliche Massen von Schotter in seinem Bett dahin. Während der Regenzeit überschwemmen beide Flüsse die umliegenden Niederungen in grosser Ausdehnung und setzen die suspendierten Schlamm-Massen dort ab. Das Inundationsgebiet zeichnet sich denn auch durch grosse Fruchtbarkeit aus.

Der Reichtum jener flachen Talmulden an mergeligen Bestandteilen führt häufig zur Bildung konkretionärer Kalkknollen, ähnlich den Lössmännchen unserer heimischen Lösse.

Die grosse Verbreitung der alten Schotter und ihr Vorkommen in so beträchtlicher Höhe weist darauf hin, dass die Orographie Adamauas früher ein ganz anderes Gepräge getragen haben muss als heute. Wenn auch ein grosser Teil der stattgehabten Veränderungen auf Kosten der Denudation gerechnet werden muss, so scheint deren Wirkung allein doch nicht zu genügen, um z. B. die Beschränkung der Benueschotter auf die Gegend südlich des Benueknies zu erklären. Die Benueschotter repräsentieren vielleicht die Ablagerungen zahlreicher, jetzt zum Flusssystem des Benue gehöriger Flüsschen in einem Binnensee, der nach dem Absinken der Benuemulde entwässert wurde. Die Schotterhalden in der Nähe von Djirum z. B. machen durchaus den Eindruck von Schuttkegeln, und ähnlich liegen anscheinend die Verhältnisse in der Mulde des Mao-Mbina, z. B. bei Lau.

Es erübrigt noch, einige Worte über die Laterite Adamauas anzufügen. Wenn man, aus dem Hügelland des Adumregneises kommend, in das Hochland von Buband'jidda eintritt, so ist man überrascht, Laterite als so häufige Erscheinung anzutreffen. Es erklärt sich das aber einfach dadurch, dass der Granit im Hochlande eine so hervorragende Stellung einnimmt und dass dieses Gestein ein guter Lateritbildner ist. Wenn man nach äusserer Beschaffenheit zwischen kavernösen und dichten Lateriten unterscheidet, so kann man sagen, dass beide gleich häufig auftreten. Während aber der rote Granit des Hochlandes z. B. zur Bildung von kavernösem Laterit neigt, ist der Basalt des Hochplateaus von N'gaumdere ein ausgezeichneter Roterdebildner, und nur vereinzelt lassen sich Schollen zelligen Laterits auf dem Hochplateau antreffen. Kann schon von den Adumregneisen gesagt werden, dass sie in der Fähigkeit, Laterit zu bilden, hinter den meisten andern Gesteinen zurückstehen, so gilt von den Tonschiefern östlich von Rei Buba, dass in ihrem Bereiche Lateritbildungen überhaupt fehlen. Wie diese Schiefer verhält sich mitunter auch der Sandstein. In der Nähe von Duli ist er allenthalben kräftig laterisiert worden. Die Gänge dieses Gebirges sind mitunter fusshoch mit Schalen abgesprungener Lateritrinden bedeckt, die beim Anstossen ein klirrendes Geräusch, gleich Topfscherben, von sich geben. Zwischen Mbakanas und Bissang und westwärts von Djugh treten zusammenhängende Pflaster schlackig-kavernösen Laterits von einer Ausdehnung auf,

wie sonst nirgends beobachtet wurde. Dabei erscheint der Boden in kilometerweiser Erstreckung ausgewalzt wie eine Tenne und durchaus eben, als sei er künstlich geglättet worden. Die Vegetation reduziert sich auf den Pflastern auf ein äusserst geringes Mass und sogar die Termitenbauten sind in diesen Gegenden an Zahl und Grösse beschränkt.

Mit der zunehmenden Lateritisierung einer Gegend geht ihre Verödung und die Abnahme ihres Kulturwertes Hand in Hand; denn beide, dichter wie kavernöser Laterit, sind in hohem Masse durchlässig, trocknen deshalb äusserst schnell aus, und die Vegetation vermag in ihnen nicht kräftig Fuss zu fassen, weil ihnen die nötige Feuchtigkeit fehlt. Es ist sicher kein Zufall, dass die Vegetation auf der Hochebene von N'gaumdere auf anspruchslose Gräser beschränkt ist und sich durch gänzliches Fernbleiben der Sträucher und Bäume der Savanne auszeichnet. Die fortschreitende Lateritisierung scheint anderseits wieder häufig eine Folge des Mangels an Vegetation zu sein; denn da, wo dichte Vegetation den Zutritt von Sonne und Luft zum Boden verhindert und ein Austrocknen des Bodens hintangehalten wird, findet unter dem Einfluss verwesender Pflanzenstoffe ein fortwährender Reduktionsprozess statt. Durch die mit Beginn der Trockenzeit in ganz Adamaua geübte Unsitte des Buschbrennens wird nun alljährlich nicht nur ein reiches Insektenleben, sondern auch ein grosser Teil der Vegetation vernichtet und der Humusbildung entzogen. Die nächsten Regengüsse schwemmen die Asche- und Kohlenteilchen hinweg, durch den gelichteten Buschwald hindurch vermag die Sonne um so intensiver auf den Boden einzuwirken und die Lateritisierung zu beschleunigen. Wo aber einmal Lateritpflaster, den Boden überkleidend, Platz gegriffen haben, da ist der Kulturwert des letzteren gleich Null.

Trotz zahlreich angestellter Waschproben und Untersuchungen der hierfür in Betracht kommenden Gesteine und Sedimente, z. B. der Sandsteine, alten Flussschotter, der Ton- und Glimmerschiefer und der diese Gesteine durchsetzenden Quarzgänge und -Schnüre hatte die Expedition leider hinsichtlich der Auffindung irgend welcher nutzbarer Mineralien ein durchaus negatives Resultat zu verzeichnen. Auch die bei den Eingeborenen hier und da eingezogenen Erkundigungen nach dem Vorkommen von Metallen führten zu keinem Resultate. Wenn man jedoch in Rücksicht zieht, dass den Untersuchungsarbeiten bei der flüchtigen Durchstreifung des Landes leider häufig nicht die Zeit gewidmet werden konnte, die notwendig ist, um über den bergmännisch-wirtschaft-

lichen Wert irgend einer Gegend ein striktes Urteil in diesem oder jenem Sinne fällen zu können, so darf trotzdem das in dieser Hinsicht negative Ergebnis der Expedition nicht entmutigen. Denn es verdient hier nochmals darauf hingewiesen zu werden, dass die geologischen Verhältnisse Adamauas derartige sind, dass sie die besten Vorbedingungen für das Vorkommen von Gängen mit nutzbaren Metallen und Metallverbindungen bieten. Es sind die Glieder des Archaikums vorhanden, in deren Schichten die Erzgänge unserer reichsten Reviere aufzusetzen pflegen, und was die Granitmassive, diese steten Begleiter erzreicher Reviere, anbetrifft, so sind sie, wie schon erwähnt, in Adamaua überaus zahlreich vertreten. Nirgends spielt auch der Zufall eine so grosse Rolle wie beim Auffinden von Lagerstätten, wie die Geschichte der Entdeckung der berühmtesten Edelmetallvorkommnisse der Welt lehrt. Wenn man ferner in Erwägung zieht, dass für Kamerun, das in seinem nördlichen Teile ja kaum erst pazifiziert und besetzt ist, in bergmännisch-geologischer Hinsicht noch sehr wenig getan worden ist, z. B. im Vergleich zu Deutsch-Ostafrika, wo die Früchte reichlich aufgewendeter Geldmittel und Mühen jetzt zu reifen scheinen, so darf man noch, ohne dabei allzusehr Optimist zu sein, guten Mutes in die Zukunft blicken.

III. Die auf der deutschen Niger-Benue-Tsadsee-Expedition gesammelten Pflanzen.

Bestimmt von den Beamten des Königl. Botanischen Museums zu Berlin.

Filices.

Nephrolepis tuberosa (*Bory*) *Presl.* — Nördlich von Lau (Adamaua).

Cyperaceae.

Ascolepis protea Welw. — Auf Feldern bei Garua.

Commelinaceae.

Floscopa africana C. B. Clarke. — Tseboa, auf Feldern.
Commelina africana L. — Garua, Wasserlöcher.
Aneilema sinicum Lindl. — Garua, Aecker.

Liliaceae.

Gloriosa virescens Lindl. — Vereinzelt in der Buschsavanne zwischen Kontscha und Laro.

Amaryllidaceae.

Crinum aff. scabrum Herb. — Geliba am Mao Deo, Buschsavanne.
Curculigo gallabatensis Schweinf. — Laro, überall im Busch.
Haemanthus multiflorus Martyn. — Babundere im Buschwald.

Orchidaceae.

Lissochilus arenarius Lindl. var. *dilectus.* — Bandang, Buschsavanne.
Lissochilus Buchananii Rchb. fil. — Garua, zwischen den Feldern.

Olacaceae.

Ximenia americana L. — Am Mao Deo überall im Busch.

Polygonaceae.

Polygonum barbatum L. — Bäge am Faro, Buschsavanne.

Nymphaeaceae.

Nymphaea stellata Willd. — Tschamba am Faro.

Papaveraceae.

Argemone mexicana L. — Lagdo.

Capparidaceae.

Cleome monophylla L. — Geliba am Mao Deo, Feldwege bei Tseboa.

Cleome ciliata Sch. et Th. — Tschamba am Faro, Ackerunkraut.

Pedicellaria pentaphylla (L.) Schrank. — Durbar, Abhang der Granitberge.

Leguminosae.

Mimosa asperata L. — Kallige, häufig an Wasserlachen und Bächen.

Lotus arabicus L. — Ufer des Shari.

Herminiera elaphroxylon Guill. et Perr. — Ufer des Tsadsee bei Wulgo.

Crotalaria spec. — Lagdo.

Erythrina senegalensis DC. — Plateau von N'gaumdere, als Einfriedigung benutzt.

Polygalaceae.

Polygala micrantha Guill. et Perr. — Hossere N'gau Yanga bei Tumpang.

Sapindaceae.

Cardiospermum halicacabum L. — Ufer des Shari.

Vitaceae.

Cissus Baueri Gilg n. spec. — Bandang, häufiges Kraut der Buschsavanne.

Ampelocissus spec. — Buschwald längs des Mao Deo.

Tiliaceae.

Grewia spec. — In der Nähe von Lao am Mao Deo, Buschsavanne.

Sida acuta Burm. var. *carpinifolia (L. f.) K. Schum.* — Kontscha, Ackerunkraut.

Sterculiaceae.

Waltheria americana L. — Bäge am Faro.

Combretaceae.

Combretum aculeatum Vent. — Im Buschwald am Mao Deo.

Combretum paniculatum Vent. — Ufer des Tsadsee bei Mafate.

Melastomataceae.

Antherotoma Naudini Hook. f. — Hossere N'gau Yanga bei Tumpang.

Dissotis Candolleana Cogn. — Südlich von Röll.

Dissotis Irvingiana Hook. — Kallige, vereinzelt im Buschwald.

Convolvulaceae.

Evolvulus alsinoides L. — Feldwege bei Tseboa.

Borraginaceae.

Heliotropium strigosum Willd. — Feldwege bei Tseboa.

Trichodesma africanum (L.) R. Br. — Garua, in der Nähe von Wassertümpeln.

Verbenaceae.

Stachytarpheta angustifolia Vahl. — Gelba, im Buschwald.

Labiatae.

Aeolanthus Ellingeri Gürke n. spec. — Südlich von Djugh auf Laterit.

Aerocephalus ngaumderensis Gürke n. spec. — N'gaumdere.

Solanaceae.

Physalis minima L. — Mali am Mao Deo.

Solanum spec. — Feldwege bei Garua.

Scrophulariaceae.

Striga Forbesii Bth. — Feldwege bei Garua.

Buechnera Klingii Engl. — Plateau von N'gaumdere.

Acanthaceae.

Lepidagathis anobrya Nees. — Vamgo-Baimba, Buschsavanne.

Justicia insularis T. And. — Bakana (Adamaua).

Hypoestes verticillaris (L.) Sol. — Stadtgraben von N'gaumdere.

Brillantaisia patula T. And. — Stadtgraben von N'gaumdere.

Compositae.

Emilia sagittata (Vahl) Dc. — Stadtgraben von N'gaumdere.

Ageratum conyzoides L. — Stadtgraben von N'gaumdere.

Chrysanthellum procumbens Pers. — Geliba am Mao Deo, im Buschwald.

IV. Die auf der deutschen Niger-Benue-Tsadsee-Expedition gesammelten Tiere.

Bestimmt von den Beamten des Königl. Zoologischen Museums zu Berlin.

Reptilien.

Chamaeleo laevigatus Gray

Fische.

Clarias sp.
Tilapia sp.

Käfer.

Xylopertha picea Ol.
Anachalcos sp.
Plocederes sp.
Nerissus sp.
Copris sp.
Heteroligus sp.
Sinoxylon sp.

Arachnoiden.

Buthus hottentotta (F.) *Skorpion.*

Schmetterlinge.

I. Rhopalocera.

Fam. **Danaïdidae:**

1. *Danaïda chrysippus* L. var. *alcippus* Cram.
   No. 1: Adamaua, 28. Mai (♂).
   » 18: Kontscha, 30. Mai (♀).
   » 67: Gelba (Mao Deo), 6. Juni (♂).
   » 80: Tschamba, 9. Juni (♂).

2. *Danaïda limniace* Cram. var. *petiverana* Doubl. Hew.

No. 88, 89: Baege (Faro), 10. Juni (2 ♂).

Fam. **Satyridae**:

3. *Melanitis leda* L.

No. 70: Gelba (Mao Deo), 6. Juni (♀).

4. *Mycalesis milyas* Hew.

No. 90: Baege (Faro), 10. Juni (♀)
» 102: Bandang, 11. Juni (♀ aberrans).

5. *Mycalesis safitza* Hew.

No. 17: Kontscha, 30. Mai (♂).

6. *Ypthima asterope* Kl.

No. 72: Tschamba, 9. Juni.

Fam. **Nymphalididae**:

7. *Acraea pseudegina* Westw.

No. 42: Kontscha, 31. Mai (♀).

8. *Acraea terpsichore* L.

No. 13: Kontscha, 30. Mai (♀).
» 122: Garua, 21. Juni (♂).

9. *Pyrameis cardui* L.

No. 96: Bandang, 11. Juni.
» 117: Kalige, 15. Juni.

10. *Precis orithya* L. var. *madagascariensis* Guenée

No. 12: Kontscha, 30. Mai (♂).
» 40: Kontscha, 31. Mai (♂).
» 79: Tschamba, 9. Juni (♀).

11. *Precis oenone* L. var. *cebrene* Trim.

No. 84: Baege (Faro), 10. Juni (♀).

12. *Precis chorimene* Guér.

No. 2: Mao Deo (bei Laro), 28. Mai (♂).
» 16: Kontscha, 30. Mai (♀).
» 37, 38, 50, 52: Kontscha, 31. Mai (4 ♂).
» 87: Baege (Faro), 10. Juni (♂).

13. *Hypolimnas misippus* L.

No. 31, » 44: Kontscha, 31. Mai (2 ♂).
» 91: Jurruhi, 11. Juni (♀).

13a. *H. misippus* L. ab. *dorippoides* Ch. Auriv.
No. 83: Baege (Faro), 10. Juni (♀).

14. *Hamanumida daedalus* F. var. *meleagris* Cram.
No. 86: Baege (Faro), 10. Juni (♂).
» 104: Bandang, 12. Juni (♀).

15. *Charaxes epijasius* Reiche
No. 109: Tseboa, 15. Juni (♂).

Fam. **Lycaenidae:**

16. *Deudorix antalus* Hopff.
No. 45: Kontscha, 31. Mai (♀).

17. *Zeritis neriene* Bsd. (diese Art fehlte im Museum).
No. 116: Kalige, 15. Juni (♀).

18. *Lycaenesthes amarah* Guér.
No. 4: Mao Deo bei Laro, 28. Mai.

19. *Cupido sybaris* Hopff.
No. 5: Mao Deo bei Laro, 28. Mai (♀ aberrans).
» 85: Baege (Faro), 10. Juni (♂ aberrans).

20. *Cupido theophrastus* F.
No. 15: Kontscha, 30. Mai (♀ aberrans).

21. *Cupido cretosus* Butl.
No. 10: Kontscha, 30. Mai (♂ aberrans).
» 36: Kontscha, 31. Mai (♀ aberrans).

Fam. **Pierididae:**

22. *Mylothris chloris* F.
No. 58: Gelba (Mao Deo), 6. Juni (♂).
» 69: Gelba (Mao Deo), 6. Juni (♀).

23. *Appias epaphia* Cram.
No. 66: Gelba (Mao Deo), 6. Juni (♂).

24. *Pieris creona* Cram.
No. 108: Tseboa, 15. Juni (♂).

25. *Teracolus protomedia* Kl.
No. 92: Bandang, 11. Juni.

26. *Teracolus evagore* Kl.
No. 93: Bandang, 11. Juni (♂).

27. *Catopsilia florella* F.
No. 51: Kontscha, 30. Mai (♂).
» 76: Tschamba, 9. Juni (♂).
» 103: Bandang, 12. Juni (♂).

27a. *C. florella* F. ab. *pyrene* Sw.
No. 8: Mao Deo bei Laro, 28. Mai (♀).
» 68: Gelba (Mao Deo), 6. Juni (♀).
» 74: Tschamba (Faro), 9. Juni (♀).

28. *Terias brenda* Doubl. Hew.
No. 9: Kontscha, 30. Mai (♂).
» 32: Kontscha, 31. Mai (♀).
» 100: Bandang, 11. Juni (♂).

29. *Terias brigitta* Cram. var. *zoë* Hopff.
No. 75: Tschamba, 9. Juni (♀).

Fam. **Papilionidae**:

30. *Papilio demodocus* Esp.
No. 14: Kontscha, 30. Mai (♂).
» 33
» 48 } Kontscha, 31. Mai (2 ♂).

31. *Papilio pylades* F.
No. 7: Mao Deo bei Laro, 28. Mai (♂).
» 81
» 82 } Gelba (Mao Deo), 6. Juni (2 ♂).
» 94: Bandang, 11. Juni.
» 110: Kalige, 15. Juni (♂).

II. Heterocera.

Fam. **Sphingidae**:

32. *Herse convolvuli* L.
No. 60: Kontscha, 1. Juni (♂).
» 71: Gelba (Mao Deo), 6. Juni (♂).

33. *Hippotion celerio* L.
No. 25
» 26
» 27 } Kontscha, 30. Mai.
» 28
» 30
» 53: Kontscha, 1. Juni.
» 65: Tschamba, 9. Juni.

Fam. **Geometridae**:

34. *Macaria* (*Semiothisa*) — (Die Art fehlte im Museum, eine passende Beschreibung scheint zu fehlen.)
No. 115: Kalige, 15. Juni (♂).

Fam. **Notodontidae:**

35. *Rigema ornata* Wlk.
No. 121: Garua, 21 Juni (♀).

36. *Antheua sericea* C. Felder
No. 120: Garua, 20. Juni (♀).

Fam. **Striphnopterygidae:**

37. *Phasicnecus gregorii* Butl.
No. 106: Tseboa, 15. Juni (♂).

Fam. **Syntomididae:**

38. *Epitoxis* (nach der oberflächlichen Bearbeitung dieser Familie von Hampson; in dem Museum existierte von der Art ein ♀; eine passende Beschreibung fehlt).
No. 3: Mao Deo bei Laro, 28. Mai (♂).

Fam. **Lymantriidae:**

39. *Leucoma tavetensis* Holland
No. 29: Kontscha, 30. Mai (♂).

Fam. **Arctiidae:**

40. *Creatonotus marginalis* Wlk.
No. 11: Kontscha, 30. Mai.

41. *Argina amanda* Bsd.
No. 98 } Bandang, 11. Juni (2 ♀).
» 99 }

Fam. **Agaristidae:**

42. *Charilina amabilis* Drury
No. 107: Tseboa, 15. Juni (♂).

43. *Aegocera rectilinea* Bsd.
No. 20: Kontscha, 30. Mai (♂).
» 23: Kontscha, 30. Mai (♀).
» 39: Kontscha, 31. Mai (♂).
» 61: Kontscha, 1. Juni. (♀).
» 105: Tseboa, 15. Juni.
» 119: Garua, 20. Juni (♀).

Fam. **Noctuidae:**

44. *Chloridea obsoleta* F.
No. 54 } Kontscha, 1. Juni (2 ♀).
» 55 }
» 63: Kontscha, 1. Juni (♂).
» 111: Kalige, 15. Juni (♂).

45. *Cyligramma latona* Cram.
No. 47: Kontscha, 31. Mai (♀).
» 97: Bandang, 11. Juni (♀).

46. *Cyligramma limacina* Guér.
No. 46, » 49 } Kontscha, 31. Mai (2 ♀).
» 101: Bandang, 11. Juni (♀).

47. *Cyligramma acutior* Guenée
No. 43: Kontscha, 31. Mai.

48. *Polydesma inangulata* Guenée
No. 95: Bandang, 11. Juni (♂).

49. *Sphingomorpha chlorea* Cram.
No. 73: Tschamba, 9. Juni (♀).

50. *Ophiusa algira* L.
No. 114: Kalige, 15. Juni (♀).

51. *Ophiusa mania* C. Felder Rogenh.
No. 67: Kontscha, 1. Juni (♂).

52. *Grammodes stolida* F.
No. 78: Gelba (Mao Deo), 6. Juni (♂).

53. *Plusia chalcites* Esp.
No. 19, » 21, » 22, » 24 } Kontscha, 30. Mai (2 ♂, 2 ♀).
» 35: Kontscha, 31. Mai (♀).
» 64: Kontscha, 1. Juni (♀).

54. *Plusia aurifera* Hb.
No. 56, » 59, » 62 } Kontscha, 1. Juni (1 ♂, 2 ♀).

55. *Hypena rectivittalis* Moore
No. 113: Kalige, 15. Juni (♂).

Fam. **Pyralididae:**

56. *Zebronia phenice* Cram.
No. 112: Kalige, 15. Juni.

57. *Zinckenia fascialis* Cram.
No. 77: Gelba (Mao Deo), 6. Juni (♂).

Fam. **Hesperiidae:**

58. *Sarangesa synestalmenus* K. (*nephelodes* K.)
No. 6: Mao Deo bei Laro, 28. Mai.
» 118: Garua, 30. Juni.

59. *Parnara detecta* Trim.
No. 34: Kontscha, 31. Mai.
60. *Rhopalocampta forestan* Cram.
No. 41: Kontscha, 31. Mai.

Dipteren.

Rhinoestrus hippopotami nov. spec.

Eine neue Oestridenlarve aus der Stirnhöhle des Nilpferdes.

Von **Dr. K. Grünberg.**

Als Wirte der Oestridenlarven kennen wir hauptsächlich die Huftiere, sowohl Unpaarzeher wie Paarzeher. Unter den letzteren sind es fast ausschliesslich die Wiederkäuer, welche die Mehrzahl der bekannten Oestriden während des Larvenstadiums beherbergen. Ueber Oestridenlarven, die bei Nicht-Wiederkäuern schmarotzen, ist meines Wissens bisher nur in zwei Fällen berichtet worden. Unter unsern Haus-Huftieren sind Pferde, Rinder, Schafe, Ziegen, Rentier, Elefant, Kamel sämtlich von Oestridenlarven heimgesucht; dagegen scheinen die Schweine gänzlich von denselben verschont zu sein. Auch von unserm einheimischen Wildschwein kennen wir keine Oestriden. Dagegen beschrieb R. Blanchard**) eine *Oestrus*-Larve, welche am Congo in der Stirnhöhle eines Wildschweines gefunden wurde. Auch vom Nilpferd ist ein einzelner, allerdings etwas zweifelhafter Fall bekannt, der auch von F. Brauer***) angeführt wird: J. Murie†) fand am oberen weissen Nil im Fettgewebe der Orbita eines *Hippopotamus* eine einzelne Oestridenlarve, über deren verwandtschaftliche Stellung sich aus der kurzen, oberflächlichen Diagnose sowie aus den Abbildungen nichts bestimmtes folgern lässt. Die Larven, welche im folgenden beschrieben werden sollen, stammen ebenfalls aus der Stirnhöhle eines *Hippopotamus*, welcher im Hinterlande von Kamerun, ost-nord-östlich von N'gaumdere, unter 8° n. Br. und 15° ö. L. geschossen wurde und die Larven in grosser Anzahl beherbergte. Dieselben gehören, wie sich bereits aus der Angabe über ihren Sitz entnehmen lässt, zur Gruppe der

*) Abgedruckt aus den Sitzungs-Berichten der Gesellschaft naturforschender Freunde, Jahrg. 1904, No. 2.

**) Blanchard, R. Sur un Oestre du Congo. Ann. soc. ent. France, v. 65, p. 668, t. 18, f. 7—11, 1896.

***) Brauer, F. Ueber die aus Afrika bekannt gewordenen Oestriden etc. S. B. Ak. Wien, v. 101, p. 1—13, t. 1, 1892.

†) Murie, J. On a Larval *Oestrus* found in the Hippopotamus. P. zool. soc. London, 1870, p. 77—80, f.

Cavicolen, und zwar zur Gattung *Rhinoestrus*,*) deren einziger bisher bekannter Vertreter, *Rh. purpureus* (Lw.), in Europa und Afrika in der Nasenhöhle des Pferdes sowie des Zebras**) lebt. Die aus dem Nilpferd stammenden Larven sind von denen des *Rh. purpureus* wesentlich verschieden und mithin als neue Art zu betrachten, welche nach ihrem Wirt *Rh. hippopotami* heissen soll. Möglicherweise gehörte die von Murie beobachtete Larve zu derselben Art. Puppen und Imagines liegen mir leider nicht vor.

Dass zwei Vertreter einer Oestridengattung in Wirten leben, welche zwei verschiedenen, bereits im unteren Eocän getrennten Entwicklungsreihen der Huftiere angehören, hat nichts besonders Auffallendes, wenn wir bedenken, dass die *Dermatobia cyaniventris* (Macq.) des tropischen Amerika als Larve sowohl auf Menschen wie auf Affen und den verschiedensten andern Säugetieren lebt. Ein Analogon bietet auch die afrikanische Muscidengattung *Cordylobia*,***) deren eine Art [*C. anthropophaga* (Blanch.)] als Larve auf Menschen, Affen, Hunden, Leoparden schmarotzt, während eine zweite Art auf Antilopen gefunden wurde.



Fig. 1. Larve von Rhinoestrus hippopotami nov. spec., Habitusbild.

Beschreibung der Larve (Fig. 1).

Grösste Länge 22 mm.

Grösste Breite durchschnittlich 8,5 mm.

Auch die kürzeren Exemplare stehen an Breite hinter den längsten nur wenig oder gar nicht zurück.

Körper von der Fläche gesehen lang elliptisch geformt, auf den mittleren Segmenten annähernd gleich breit, vorn und hinten

* Brauer, F. Ueber die Lebensweise des *Oestrus purpureus* etc. Wien. ent. Zeit., v. 5, p. 289—304, t. 4. 1886.

**) Herr Dr. Fülleborn fand am Nyassa-See *Rhinoestrus*-Larven in der Stirnhöhle des Zebras, welche sich von den Larven des *Rh. purpureus* nicht unterscheiden. Demnach wäre auch das Zebra als Wirt dieses Oestriden anzusehen.

***) Grünberg, K. Ueber afrikanische Musciden mit parasitisch lebenden Larven. S. B. Ges. naturf. Fr. Berlin, 1903, No. 9, p. 400, t. 1 u. 2.

gleichmässig verjüngt, abgerundet. Oberseite stark gewölbt, Unterseite flach, mit nur unbedeutender Wölbung. Dorsale Zwischenwülste vorhanden, vom Hinterrand des 4. bis zum Hinterrand des 10. Segmentes; der letzte Zwischenwulst oft undeutlich. Seitenwülste nicht stark ausgeprägt, weniger deutlich als bei *Rh. purpureus*. 5.—11. Segment auf der Ventralseite mit je zwei der Mitte genäherten, deutlich wahrnehmbaren, aber nur wenig vortretenden kleinen Warzen. Bogennaht erkennbar, aber nicht so deutlich als bei *Rh. purpureus*.

Fühler kegelförmig, abgestumpft, breit getrennt, schräg über den Mundhaken stehend; am Ende mit den beiden »ocellenförmigen Flecken«, kleinen, auf einer unbedeutenden warzenartigen Erhöhung stehenden Chitinringen.

Bedornung des Körpers weniger ausgedehnt und unregelmässiger als bei *Rh. purpureus*. Die Dornen des halbkreisförmigen Dornenkranzes über den Fühlern stehen unregelmässig in 2—3 Reihen und kommen an Grösse den auf der Ventralseite der ersten Körpersegmente gleich; in der Mitte und in der vordersten Reihe sind sie am grössten, an den Seiten kleiner. Vorderrand des 3. und 4. Segmentes (die beiden Kopfsegmente getrennt gerechnet) auf der Dorsalseite mit einem aus 3—4 unregelmässigen Reihen gebildeten Dornengürtel. Auf der Mitte des 4. Segmentes ist derselbe zuweilen unterbrochen oder gelockert. Ein Dornengürtel am Vorderrand des 5. Segmentes bleibt auf die seitlichen Partien beschränkt oder ist nur durch einige Dornen angedeutet. Auch am 6. Segment stehen seitlich gewöhnlich einige wenige Dornen, selbst auf den folgenden Segmenten (bis zum 9.) findet man die seitliche Bedornung manchmal schwach angedeutet. Bei kleineren Larven, die offenbar noch nicht lange im dritten Stadium stehen, ist die dorsale Bedornung vollständiger als bei grösseren.

Auf der Ventralseite trägt der Vorderrand aller Segmente mit Ausschluss des letzten (nur ganz am Vorderrande des 12. Segmentes stehen gewöhnlich einige kleine Dörnchen) einen mehrreihigen Dornengürtel. Bereits auf dem 2. Segment unmittelbar hinter den Mundhaken befindet sich eine mehrreihige Zone sehr kleiner, wenig auffallender Dörnchen. Auf dem 3. und 4. Segment stehen die Dornen ziemlich regellos, auf den folgenden Segmenten aber in 3 regelmässigen Reihen. Eine vierte Reihe ist nur an den Seiten zu erkennen; auch auf der Mitte stehen jedoch zwischen den drei Hauptreihen vereinzelte Dornen. Die Dornen sind auf der Mitte am schwächsten, an den Seiten am stärksten ausgebildet. Die ventrale Bedornung beschränkt sich

durchaus auf die vordere Hälfte der Segmente; eine seitliche Bedornung des Hinterrandes wie bei *Rh. purpureus* kommt nicht vor.

Auf dem 3.—5. Segment greift die Bedornung der Ventralseite deutlich, auf den 3—4 folgenden Segmenten nur unbedeutend auf die Seitenwülste über. Die dorsalen und seitlichen Dornen des 3.—5. Segmentes sind durch die bis zum Grunde des 5. Segmentes reichende Bogennaht von einander getrennt.

Die obere Hälfte des 12. Segmentes (Fig. 2) umschliesst als einfacher halbkreisförmiger Wulst die ziemlich flache Stigmenhöhle, die untere, zum Nachschieber umgewandelte Hälfte ragt nach hinten über die obere hinaus. Der Nachschieber ist durch zwei Querfurchen in drei übereinanderliegende Wülste geteilt; der



Fig. 2.

Rhinoestrus hippopotami, Larve von hinten, Stigmenhöhle und Nachschieber.

obere bildet den unteren Abschluss der Stigmenhöhle, ist vollkommen unbewehrt und zeigt am freien Rande vier höckerartige flache Erhöhungen. Die beiden unteren Wülste umschliessen die Afteröffnung und sind mit mehreren Dornenreihen besetzt, welche oben stark, ventralwärts dagegen schwächer ausgebildet sind. Der unterste Wulst geht ohne scharfe Grenze in die Bauchfläche des 12. Segmentes über, wird aber seitlich durch je eine starke kegelförmige Warze begrenzt, an welche sich eine deutliche Grube anschliesst (Fig. 1); letztere bildet den seitlichen Abschluss des obersten Nachschieberwulstes.

Die Stigmenplatten haben fast kreisförmigen Umriss; sie umschliessen die Narbe der Stigmenöffnung des 2. Stadiums nicht vollständig, sondern lassen an der Innenseite eine ziemlich tiefe, aber sehr enghalsige Einbuchtung frei.

Die wesentlichsten Unterschiede zwischen *Rhinoestrus hippopotami* und *Rh. purpureus* (Brauer) finden sich in der Bedornung. Bei *Rh. purpureus* stehen die Ventraldornen in dichten, regelmässigen Reihen, bei *Rh. hippopotami* stehen sie lockerer und unregelmässiger; bei der ersteren Art ist ferner die Ventralseite des letzten Segmentes dicht mit Dornen bedeckt, bei der letzteren ist sie vollkommen unbewehrt (mit Ausnahme der wenigen kleinen Dornen am Grunde des 12. Segmentes). Die Rückenbedornung ist bei *Rh. purpureus* ausgedehnter und erstreckt sich weiter nach hinten.

V. Ethnographica.

Gesammelt von der Deutschen Niger-Benue-Tsadsee-Expedition.

8 Armmesser (Gulfei).
1 Koran (Haussa-Manuskript).
2 Paar Bornu-Sporen.
2 Türglocken der M'bum.
1 Kette Eisenperlen der Masghi.
1 Kette Glasperlen aus Kano.
1 Kette Messingschellen der Gamergu und Marghi.
1 Rasiermesser.
2 beinerne Haarnadeln.
6 Hutnadeln der M'Bum.
11 eiserne Armringe der Gamergu.
24 Messing-Armbänder aus Bornu.
4 Löffel-Kalabassen der Fulbe.
3 kleine Löffel-Kalabassen der Fulbe.
5 Paar Lederstiefel aus Dikoa.
5 Paar Lederpantoffeln aus Dikoa.
1 Paar verzierte Sandalen aus Garua.
1 Ledertasche aus Dikoa.
2 Satteldecken aus Dikoa (gestickt und mit buntem Leder verziert).
7 gestickte Haussa-Toben.
4 gestickte Haussa-Hosen.
11 gestickte etc. Bornu-Männer- und -Frauen-Hemden.
36 verschiedene Haussa-Tücher.
2 Matten aus Gulfei.
1 Hippopotamus-Schädel aus Lau.
1 kleiner Hippopotamus-Schädel aus Assali.
1 Nashorn-Horn.
2 Schweineschädel.
27 Antilopengehörne.
2 Affenschädel.

1 Korb aus Karnak Logone.
57 geflochtene Teller und Schüsseln der Fulbe.
1 Bierfilter der M'Bum.
1 geflochtene Schale der Fulbe.
34 ganze gemalte Kalabassen und diverse Fragmente.
26 Köcher mit Pfeilen.
7 Bogen.
1 Handtrommel der Fulbe.
2 Eisenpanzer der Fulbe.
65 Speere (gereinigt).
1 Arnadostab der M'Bum.
1 hölzerner Geleitstab des Sultans von Karnak Logone.
63 ungereinigte Speere.
6 Strohhüte der M'Bum.
5 Penis-Futterale der M'Bum.
1 Sitzbank aus Tshabau.
1 Tongefäss der Fulbe.
5 Dosen aus Haut.
3 Kriegshörner aus Durra.
1 Metallflöte aus Maffate.
4 Haussa-Schwerter mit Scheide.
3 Haussa-Schwerter ohne Scheide.
1 eiserner Tanzstab der M'Bum.
2 Stück verzierter Pferdekopfschmuck (Garua).
3 Stück Haussa-Kandaren.
1 Löffel aus Holz der M'Bum.
1 Kinderspielrassel der M'Bum.
1 Eisenkettchen der M'Bum.
2 Leder-Amulettgürtel der M'Bum.
1 eiserner Amulettgürtel der M'Bum.
2 Aexte aus Biffara.
1 Feldschaufel der Fulbe.
6 Wurfeisen der Musgu.
1 Wurfeisen eines M'Bum-Arnado.
1 Grashacke der Fulbe.
2 Tanzglocken der M'Bum.
1 Schreibtafel.
9 vergiftete Pfeilspitzen.
7 Keulen der Lakka und M'Bum.

NACHTRAG.



Verzeichnis der W. Edlingerschen Ausbeute an afrikanischen Lepidopteren 1902.

Von Dr. F. Karsch.

(W* bedeutet: auch in der v. Waldowschen Ausbeute.)

I. Rhopalocera.

Fam. Satyridae.

W* 1. *Melanitis leda* L. (auffällig dunkles Exemplar).
No. 54: Bubandyidda (Adamaua), Oktober (1 ♂).

2. *Mycalesis campa* K. aberr.
No. 100: Gunna (Adamaua), November (1 ♀).

W* 3. *Ypthima asterope* Klug, 3 Formen:

a) Hinterflügeloberseite ohne Doppelozelle im Felde 1b:

aa) Hinterflügeloberseite mit zwei von unten durchschlagenden Ozellen, je eines im Felde 2 und 6, unten mit zwei ungleich grossen Ozellen:
No. 6: Rei Buba (Bubandyidda), Oktober (1 ♂);

aaa) Hinterflügeloberseite ohne Ozelle im Felde 6, unten mit zwei winzig kleinen Ozellen im Felde 2 und 6:
No. 98, 102: Gunna (Adamaua), Ende November (2 ♂).

b) Hinterflügeloberseite mit einer Doppel-Ozelle im Felde 1b und mit einfachen Ozellen in den Feldern 2, 3 und 6; unten mit je einer Ozelle in den Feldern 1b, 2 und 6:
No. 78: Hochebene von Ngaumdere, November (1 ♀).

Fam. Nymphalididae.

4. *Acraea caecilia* F., 2 Formen:

a) ohne schwarzen Fleck im Innenwinkel des Feldes 5 im Hinterflügel:
No. 51: Bubandyidda, Oktober (1 ♂).

b) mit schwarzem Fleck im Innenwinkel des Feldes 5 im Hinterflügel:
No. 41: Rei Buba (Bubandyidda), Oktober (1 ♂).

W* 5. *Acraea terpsichore* L.

a) forma typica:

No. 19: Unterer Benue, August (1 ♀),
» 23: Garua am Benue, September (1 ♀),
» 28: Garua am Benue, September (1 ♂),
» 39: Garua am Benue, September (1 ♀),
» 48: Garua am Benue, September (1 ♂).

b) Uebergänge zur Form *rougeti* Guer.

bb) mit schwarzem Punktfleck in der Zelle der Vorderflügeloberseite; die Teilung der schwarzen Binde am Zellende liegt nach dem Aussenrande hin:

No. 4: Rei Buba (Bubandyidda), Oktober (1 ♂);

bbb) ohne schwarzen Fleck in der Zelle der Vorderflügeloberseite; die Teilung der schwarzen Binde am Zellende liegt in der Mitte:

No. 85: Hochebene von Ngaumdere, November (1 ♂).

6 *Acraea bonasia* F.

No. 76, » 77, » 79: Hochebene von Ngaumdere, November (3 ♂).

7. *Acraea encedon* L. ab. *alcippina* Chr. Auriv.

No. 3, » 9: Rei Buba (Bubandyidda), Oktober (2 ♂).

W* 8. *Pyrameïs cardui* L.

No. 18: Rei Buba (Bubandyidda), September (1 ♀),
» 60: Bubandyidda (Adamaua), Oktober (1 ♂).

W* 9. *Precis orithya* L. var. *madagascariensis* Guen.

No. 13: Rei Buba (Bubandyidda), Ende November (1 ♂).
» 103: Gunna (Adamaua), Oktober (1 ♂).

W* 10. *Precis oenone* L. var. *cebrene* Trimen

No. 69: Bubandyidda (Adamaua), Oktober (1 ♂),
» 97, » 101: Gunna (Adamaua), Ende November (2 ♀).

11. *Precis antilope* Feisth.

No. 70: Bubandyidda (Adamaua), Oktober (1 ♂),
» 56: Bubandyidda (Adamaua), Oktober (1 ♀).

12. *Precis laodice* Cram. ab. *harpyia* F.

No. 83: Hochebene von Ngaumdere, November (1 ♀).

13. *Precis chorimene* Guerin.

No. 59: Bubandyidda (Adamaua), Oktober (1 ♂).

W* 14. *Hypolimnas misippus* L.

No. 32: Garua am Benue, September (1 ♂).
» 55: Bubandyidda (Adamaua), Oktober (1 ♀)

15. *Byblia götzius* Herbst var. *acheloia* Wallgr.

No. 80: Hochebene von Ngaumdere, November (1 ♂).

16. *Crenis rosa* Hew.

No. 90: Hochebene von Ngaumdere, November (1 ♂).

17. *Neptis agatha* Stoll

No. 40: Garua am Benue, September (1 ♂),
» 62: Bubandyidda (Adamaua), Oktober (1 ♂).
» 81, » 82, » 86, » 89: Hochebene von Ngaumdere, November (4 ♂).

W* 18. *Charaxes epijasius* Reiche

No. 93: Hochebene von Ngaumdere, November (1 ♂), hat Herr Tetens erhalten.

19. *Charaxes achaemenes* C. Felder

No. 61: Bubandyidda (Adamaua), Oktober (1 ♂), hat Herr Tetens erhalten.

Fam. **Lycaenidae.**

20. *Axiocerses amanga* Westw.

No. 50: Bubandyidda, Oktober (1 ♀).

21. *Lycaenesthes hewitsoni* Chr. Auriv.

No. 21, » 45: Garua am Benue, September (2 ♂).

22. *Lycaenesthes phoenicis* K.

No. 84: Hochebene von Ngaumdere, November (1 ♀).

23. *Cupido lingeus* Cram.

No. 53: Bubandyidda (Adamaua), Oktober (1 ♂).

W* 24. *Cupido theophrastus* F.

No. 5, » 10: Rei Buba (Bubandyidda), Oktober (2 ♂).
» 66: Rei Buba (Bubandyidda), September (1 ♂).

25. *Cupido telicanus* Lang var. *plinius* F.

No. 74: Bĭsáng (Bubandyidda), Oktober (1 ♂).
» 87, » 88, » 92: Hochebene von Ngaumdere, November (3 ♂).

26. *Cupido sigillatus* Butler

No. 42: Dyirum (Bubandyidda), September (1 ♂).
» 63: Rei Buba (Bubandyidda), September (1 ♂).

27. *Cupido osiris* Hopff.
No. 11: Rei Buba (Bubandyidda), Oktober (1 ♂).
28. *Cupido lysimon* Hbn.
No. 29: Garua am Benue, September (1 ♂).

Fam. **Pierididae.**

W* 29. *Pieris creona* Cram.
No. 67: Rei Buba in Bubandyidda, September (1 ♂).
» 24: Garua am Benue, September (1 ♀).
W* 30. *Catopsilia florella* F.
No. 22: Garua am Benue, September (1 ♂).
» 94: Hochebene von Ngaumdere, November (1 ♂).
» 96: Garua (Adamaua), Ende November (1 ♂).
31. *Terias desjardinsi* Bsd. var. *regularis* Butler
No. 91: Hochebene von Ngaumdere, November (1 ♂).
» 7: Rei Buba (Bubandyidda), Oktober (1 ♀).
32. *Terias brigitta* Cram. forma typica:
No. 14: Rei Buba (Bubandyidda), Oktober (1 ♂).
W* 32a. *Terias brigitta* Cram. var. *zoë* Hopff.
No. 99: Garua (Adamaua), Ende November (1 ♂).
» 31, » 44: Garua am Benue, September (2 ♀).

Fam. **Papilionidae.**

W* 33. *Papilio pylades* F.
No. 46: Garua am Benue, September (1 ♂).
» 64: Bubandyidda (Adamaua), Oktober (1 ♂).
» 95: Hochebene von Ngaumdere, November (1 ♂).

II. Heterocera.

Fam. **Notodontidae.**

W* 34. *Rigema ornata* Wlk.
No. 1, » 2, » 15: Benue zwischen Yola und Lokodya, August und September (3 ♀).
35. *Zana* (eine passende Beschreibung finde ich nicht).
No. 33: Benue zwischen Yola und Lokodya, September (1 ♀).
36. *Anticyra* (eine zutreffende Beschreibung fand ich nicht).
No. 20: Benue zwischen Yola und Lokodya, September (1 ♀).

Fam. **Uraniidae.**

37. *Micronia albaria* (Plötz)
No. 34: Benue zwischen Yola und Lokodya, August.

Fam. **Geometridae.**

38. *Tephrina* (im Schnitt ähnlich der *Semiothisa largificaria* Möschler).
No. 26: Benue zwischen Yola und Lokodya, August (1 ♀).

Fam. **Syntomididae.**

W* 39. *Syntomis* (eine passende Beschreibung scheint nicht zu existieren, nach Hampson wäre diese Art eine *Epitoxis*).
No. 65, » 68: Rei Buba in Bubandyidda, September (2 ♂).
Dieselbe Art auch in der v. Waldowschen Ausbeute.

Fam. **Lymantriidae.**

40. *Euproctis impuncta* Butler ♀ vera:
No. 16: Dyirum (oberer Benue), September (1 ♀).

41. *Laelia subrosea* Wlk.
No. 30: Dyirum (oberer Benue), September (1 ♂)

42. *Dasychira acrisia* Plötz (*crausis* Drury).
No. 25, » 27: Benue zwischen Yola und Lokodya, September (2 ♀).

Fam. **Arctiidae.**

43. *Spilosoma edlingeri* Bartel
No. 36: Benue zwischen Yola und Lokodya, August (1 ♀).

Fam. **Agaristidae.**

W* 44. *Aegocera rectilinea* Bsd.
No. 12: Rei Buba (Bubandyidda), Oktober (1 ♂).
» 35: Garua am Benue, September (1 ♂).

W* 45. *Charilina amabilis* Drury
No. 43: Garua am Benue, September (1 ♂).
73: Bisang (Bubandyidda), Oktober (1 ♂).

Fam. **Noctuidae.**

W* 46. *Argina amanda* Bsd.
No. 17, » 49: Garua am Benue, September (2 ♀).

46a. *Argina amanda* Bsd. aberratio.
No. 47: Garua am Benue, September (1 ♀).

W* 47. *Chloridea obsoleta* F.
No. 75: Bĭsáng (Bubandyidda), Oktober (1 ♀).

W* 48. *Polydesma inangulata* Guen.
No. 57 } Bubandyidda (Adamaua), Oktober (2 ♂).
» 58 }

49. *Dysgonia angularis* Guen. (*camerunica* Holland).
No. 8: Rei Buba (Bubandyidda), Oktober (1 ♀).

Fam. **Cossidae.**

50. *Argyrophlebs scalaris* F.
No. 38: Dyirum (oberer Benue), September (1 ♀).

Fam. **Hesperiidae.**

51. *Gegenes hottentotta* Latr.
No. 37: Garua am Benue, September (1 ♀).

52. *Chapra mathias* F.
No. 71 } Bĭsáng (Bubandyidda), Oktober (1 ♂ u. 1 ♀).
» 72 }

53. *Parnara borbonica* Bsd.
No. 52: Bubandyidda, Oktober (1 ♀).

Mollusken.

Gesammelt von W. Edlinger, bestimmt von E. von Martens.

Limicolaria flammea Müll.

Ampullaria wernei Phil.

DEUTSCHE NIGER-BÉNUË-TSCHADSEE-EXPEDITION.

Reiseweg von GARUA nach NGAUMDERE

(September Dezember 1902)

Aufgenommen von dem Expeditionsmitgliede Bergingenieur **W. EDLINGER**, bearbeitet von **M. MOISEL**.

——— Route der Expedition

- - - - andere Routen

1 : 1000000

0 5 10 20 30 40 50 Kilometer

Lithogr. u. Druck v. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) Berlin

Gestochen v. C. Hirte. Terrain v. R. Sulzer




Zu Bauer Tschadsee Expedition
Karte 2
DEUTSCHE
NIGER-BĚNUË-TSCHADSEE-EXPEDITION.
DAS BĚNUË-TSCHADSEE-GEBIET
mit dem Reiseweg von GǍRUǍ bis zum TSCHAD
und von GǍRŪǍ nach KONTSCHA
(September 1902 Juni 1903)
Bearbeitet von M. MOISEL.
Gez. v. W. Grabert
1 : 2 000 000
Route der Expedition
TSCHAD
NORTHERN NIGERIA
BORNU
TERRITOIRE DU TCHAD
MANDARA
ADAMAUA
LAKA
Kuka
Mongono
Ngomati
Dikoa
Shāmo
Bāma
Molgheu
Mora
Marua
Kusseri
Gulfei
Kārnāk Logone
Wulija
Lere
Lame
Yola
Fort Yola
Gărua
Tengelin
Benue
Rei Buba
Massiv des Ssari
Kontscha
Schari
Logone
NIGER u. BĚNUË
zur Darstellung der Dampferstrasse
Gărūă - Forcados
Lokodja
Ida
Ibi
Akassa
Bonny
Wari
Niger








Date Due
Demco 293-5

